

Die Reise nach Avalun

Erzählung

Winfried Paarmann

Goldwaage-Verlag
Alle Rechte vorbehalten
Goldwaage-verlag@freenet.de
Lektorat: Jutta Timmermans
ISBN: 978-39819132-6-2

Wo liegt Avalun?

Den Namen hatte ich lange vergessen. Doch als er in einem unerwarteten Augenblick wieder auftauchte, wusste ich noch, dass er mich einmal heftig verzaubert hatte.

König Artus war entrückt worden in dieses Land, gezeichnet vom Gift einer Schlange, verraten und einsam geworden im Ritterkreis seiner Tafelrunde. Ein geheimnisvolles Boot trug ihn fort - doch nicht für immer, so hieß es: Er werde nicht sterben, nur ausruhen und neue Kräfte sammeln in diesem Land voller Licht und wiederkehren in einer besseren Zukunft.

Ich hörte noch manches über dieses Land voller Rätsel und Wunder: So sei es eine schwimmende Insel im Meer oder auch ein versunkenes Stück im Atlantik, das sich in einer gar nicht mehr fernen Zukunft erneut aus den Wellen erheben werde. Es sei das Land einer einst paradiesischen Vorzeit gewesen, dem alle Märchen und Mythen entstammen. Das Land, aus dem uns ein leichtfertig begangener aber doch schwerer Verstoß gegen die kosmischen Ordnungsgesetze unerbittlich zuletzt vertrieben habe.

Weiß ich, wo Avalun liegt?

Sicher und nun für immer weiß ich, dass es Unrecht war, es so lange Zeit zu vergessen. Denn alles, woran wir uns hängen, aller Besitz, der uns Ehre bedeutet, Sicherheit, Glück, ist immer nur in der Zeit; und wenn es vergeht, wie doch alles vergehen muss, war alles wertlos und ohne Sinn zuletzt ohne ein Wissen von Avalun.

Avalun ist nicht in der vergänglichen Zeit.

x x x x

„Corinna hat nach dir gefragt,“ sagte Rubin. *)

Und er fügte hinzu: „Schon seit vielen Wochen fragst sie nach dir.“

Ich konnte, in einem leise nachhallenden Echo seiner Stimme, den Ton eines Vorwurfs nicht überhören.

„Ich weiß,“ sagte ich. „Fast ein ganzes Jahr ist diesmal verstrichen.“

Eine zu lange Zeit...“

„Fahre bald. Es ist ernst.“

Ich hatte verstanden. Es gab keinen Aufschub mehr.

Wir sahen uns schweigend an.

„Und du?“ fragte ich. „Bist du vorangekommen mit der Arbeit in deinem Labor?“

Er ließ seinen Blick bedeutungsschwer auf dem Boden kreisen, dann folgte ein halbes Nicken.

„Für einige Augenblicke hatte ich klare Sicht,“ sagte er schließlich. „Doch ich kann es nicht festhalten. Es ist noch nicht dauerhaft.“

Nicht wie es damals schon war.“

Ich wusste, dass diese Arbeit der Mittelpunkt seines Lebens war und ihn in Anspruch nahm wie nichts anderes sonst. Doch im Moment wollte er mehr zu diesem Thema nicht sagen.

Sein Blick zielte wieder auf mich.

Dann wiederholte er: „Fahre bald.“

Es ist ernst.“

*) gesprochen Rubin, erste Silbe betont

Corinna

Die eigentliche Geschichte, die ich erzählen will, wird bald beginnen.

Doch ihr werdet sie besser verstehen, wenn ihr die Menschen kennt, die in dieser Zeit meine Freunde waren und was sie damals für mich und mein Leben bedeuteten.

Der wichtigste Mensch dieser Zeit war für mich das Mädchen Corinna.

Und so soll ihr das erste Kapitel gehören.

x x x x

Fast ein Jahr hatte ich Corinna nicht mehr gesehen.

Wie versprochen schickte ich ihr monatlich eine Postkarte, und sie hatte verstanden, dass ich sie von meinem neuen Wohnort aus, acht Autostunden von ihrer Stadt entfernt, nicht mehr wie früher jede Woche besuchen konnte.

Sie lebte seit drei Jahren bei ihrer Großmutter und ihrer achtundachtzigjährigen Urgroßmutter, bei denen sie gut aufgehoben war. Eigentlich hätte ich mir um sie keine Sorgen machen müssen. Und doch: Es gab da etwas, das ihr kleines Leben bedrohte.

Corinna war mit einem halben Herzen geboren – dies ist etwas, das äußerst selten geschieht, und es bedeutet, dass man einen solchen Menschen ständig gut be-

treuen muss. Mit einem halben Herzen kann ein Mensch nie so stark und gesund sein wie andere Menschen und er wird auch nie alt. Dennoch hatte sich Corinna in ihren ersten sechs Lebensjahren fast immer wie ein normales Mädchen verhalten, wenn sie auch schneller ermüdete und mehr Schlaf brauchte. Die Ärzte hatten ihr viele Tabletten verschrieben, drei für den Morgen, drei für den Abend, und noch einmal vier vor jedem Mittagessen. Sie durfte die Einnahme nie vernachlässigen und musste streng die vorgeschriebene Reihenfolge einhalten. Das tat sie, und an ihren besseren Tagen, von denen es viele gab, konnte sie wie ein ganz gesundes Mädchen erscheinen.

Meine Besuche, immer am Donnerstag, waren eine feste Gewohnheit geworden. Jedes Mal begrüßte mich gleich nach dem Öffnen der Tür ihr kleiner Freudenschrei, ich ließ mich still lächelnd auf das rechte Knie nieder, so dass wir uns jetzt in gleicher Augenhöhe befanden und es leicht für sie war, ihre Arme um meinen Hals zu legen und ebenso leicht für mich, sie sanft an mich zu drücken.

Dann erst – dies war die immer gleiche Reihenfolge – begrüßte ich die zwei Damen, die noch halbwegs rüstige Großmutter und die Urgroßmutter, die sich schon etwas zeitlupenhaft bewegte, ein wenig glich ihr Gang dem eines gutmütigen Nilpferds, das aus einem furchenreichen Gesicht ständig lächelte.

Wir setzten uns um den Abendbrottisch, und wenn wir Kartoffeln schälten, erinnerte mich Corinna immer noch einmal an ihren Trick, wie man auch die kleineren

Kartoffeln leicht schälen konnte: Immer musste man zuerst einen geraden Kreis ritzen um ihren Bauch, dann ließen sich die Schalen abziehen wie Blütenblätter.

Jedes Mal endete mein Besuch mit einer Gute-Nacht-Geschichte an ihrem Bett. Dort stand auf dem Nachttisch das Bild ihrer Mutter, Silke, meiner Halbschwester, und Corinna hatte mir schon früh erklärt, dass ihre Mutter während der Nacht immer gut auf sie aufpasse.

Silke war über stürmischer See bei einem Seeretungsmanöver im Hubschrauber abgestürzt; ein heldenhafter Einsatz, der für alle drei, den Piloten und Silke wie noch einen anderen Seenotretter, traurig endete. Man fand nur noch Wrackteile.

Großmutter und Urgroßmutter zögerten lange, es Corinna zu sagen. Corinna war es von klein auf gewohnt, Tage und Wochen bei den beiden Frauen zu verbringen, weil die Mutter oft außer Haus und im Einsatz war. Und als sie es, nach einem halben Jahr, schließlich erfuhr, war es, als habe sie es insgeheim längst gewusst.

Von den eigentlich drei Müttern, die sie einmal hatte, blieben ihr immer noch zwei, die sie liebten und von denen Corinna nie ein strenges ermahnendes Wort zu hören bekam. Solche Worte schienen im Wortschatz dieser beiden Frauen einfach zu fehlen, und für die Urgroßmutter mit ihrem Zeitlupenlächeln wären sie wohl auch zu anstrengend gewesen.

Schließlich: Corinna hätte solche Worte sicher auch nie nötig gehabt. So chaotisch ihr Zimmer zur Zeit des Spielens auch manchmal aussehen konnte, vor dem Zu-

Bett-Gehen wurde alles wieder an seinen gewohnten Platz zurückgeräumt – so liebte sie es selbst. Und zweimal in der Woche wischte sie den Staub unter der Heizung fort, damit keine der beiden Frauen sich zu diesem Ort tief am Boden hinunter bücken mussten.

Bei einem meiner letzten Besuche vor fast einen Jahr zeigte sie mir ihre neue Schulmappe, die geöffnet wunderbar duftete, wie ein eben betretener Heuschaber wunderbar duften kann. Es befanden sich auch schon einige Schulhefte darin, alle noch leer. Allerdings, sie würde in diesem Jahr noch keine Schule besuchen, das wusste sie, vielleicht auch im kommenden noch nicht, und ich sah diesen kleinen Schimmer von Traurigkeit in ihrem Blick. Doch die Ärzte erlaubten es nicht.

Wir machten einen Besuch in den Zoo, der ihr von allen Ausflugsorten der liebste war, noch mehr als unsere gemeinsamen Kinobesuche es waren.

Wie sie es schon häufiger getan hatte, erzählte sie mir, was die Tiere „dachten“: Was etwa die Eisbären träumten und dachten, wenn sie schläfrig und faul auf ihrem Felsplateau lagen; was die Pfauen dachten, wenn sie ein Rad schlugen; was die Löwen dachten, wenn sie die Mähne schüttelten oder gähnten und was sie auch wirklich zu sagen versuchten - dann wenn sie brüllten; was die Erdhörnchen dachten, wenn sie zusammenhockten und Gras kauten und wenn sie Männchen machten; was die Affen dachten, wenn sie die Menschen hinter den Gittern betrachteten und wie sie immer noch einmal rätselten, ob sie selbst oder die Menschen sich hinter den Gittern befanden und eingesperrt

waren. Man musste nur ganz genau hinsehen und dann für einige Sekunden die Augen schließen, dann war man für einen Moment „ganz drin“ im Kopf jedes Tiers und wusste auch, was es.



So war es auch, wenn wir im nahen Stadtpark die Enten und Schwäne füttern gingen. Bei den Schwänen, so wusste sie, musste man immer ganz aufrecht stehen und sie furchtlos ansehen und alles mit klarer Stimme sagen, die niemals zittern durfte, wenn sie nicht zuzschnappen sollten. Und immer war es gut, wenn man für jede Ente und jeden Schwan einen Namen hatte.

Nach einem gemeinsamen Ausflug gingen wir oft noch zusammen ein Eis essen. Über Silke, ihre Mutter, sprachen wir nie, auch nie über ihren Vater, der in ihrem Leben niemals aufgetaucht war. Sie hatte ja mich.

Corinna war ein fröhliches Kind, wie meine Halbschwester Silke immer ein fröhlicher Mensch gewesen war. Und Großmutter und Urgroßmutter waren für sie wie zwei - freilich schon etwas ergraute und in die Jahre gekommene - Schutzengel, die sie nie aus den Augen ließen. Von den drei Zimmern ihrer alten Stadtbauwohnung bewohnte Corinna das schönste, das mit dem Blick auf den nahen Stadtpark mit dem kleinen Parkteich. Und ich wusste von Corinna, dass sie oft lange im Fenster saß, um den geliebten Enten und Schwänen dort zuzusehen.

Leider konnte ich sie bei meinem diesmaligen Besuch nicht mehr in diesem Zimmer besuchen. Die Großmutter hatte mir bereits am Telefon mitgeteilt, dass Corinna auf Rat der Ärzte in die Kinderabteilung der großen Stadtklinik eingewiesen worden war.

Die jahrelang so zuverlässigen Medikamente hatten in ihrer Wirkung nachgelassen, so wollte man neue

Medikamente auszuprobieren, und das ging am sichersten in dieser Klinik. Großmutter und Urgroßmutter besuchten sie jeden Tag, die Stationsschwwestern schwirrten lächelnd und wie freundliche Feen durch die Flure und Zimmer, und auch hier bewohnte Corinna ein schönes Zimmer mit Blick auf den Klinikgarten.

Als ich zu ihr ins Zimmer kam, saß sie eine Puppe kämmend auf ihrem Bett, sofort ließ ich mich, wie sie es kannte, auf mein rechtes Knie nieder, wir waren wieder in Augenhöhe, und sofort lagen ihre Arme um meinen Hals und wie immer drückte ich sie. – Ja, es war Zeit, höchste Zeit, dass wir uns wieder einmal umarmten.

Später, als ich die Klinik eben verlassen wollte, winkte mich die Oberärztin in ihr Zimmer und sagte mir im vertraulichen Gespräch, dass Corinnas Zustand seit einigen Wochen leider sehr ernst sei. Warum die bisherigen Medikamente nicht wie früher wirkten, war den Ärzten ein Rätsel, und auch die neuen, mit denen man sie austauschte, brachten bisher keine sichtbare Besserung.

Eigentlich war ihr Leben nur mit einem neuen Herzen zu retten. Ein neues Herz einzusetzen war in jenen Jahren, in denen diese Geschichte spielt, schon möglich, wenn auch noch voller Risiken. Doch Spenderherzen von Kindern gab es sehr wenige, und Corinna hatte zudem noch eine seltene Blutgruppe; für sie ein passendes Herz zu finden, wäre mehr als ein Wunder gewesen.

Zweimal täglich durfte sie unter Begleitung eine Stunde hinaus in den Klinikgarten, das übernahmen am Vormittag ihre Großmutter und Urgroßmutter und am

Nachmittag ich. Schnell waren wir uns wieder genauso vertraut, wie wir es vor einem Jahr gewesen waren.

Auch im Klinikgarten gab es einen kleinen Teich mit Enten und einem Schwan. In den Septembertagen leuchtete noch oft eine warme Herbstsonne, Corinna zeigte mir ihre Lieblingsbank und ihren Lieblingsbaum, einen großen Ahorn, der in aller goldenen Schönheit eines Herbstahorns leuchtete, auch der Teich, der an den Rändern von einem Teppich von Blättern bedeckt war, leuchtete golden-gelb und golden blinkten aus seiner Mitte geheimnisvoll die Schwärme der Goldfische.

Oft blieb ich vom frühen Abend bis zur Zeit ihres Schlafengehens. Und wie sie es von früher gewohnt war, wollte sie vor dem Einschlafen eine Gute-Nacht-Geschichte erzählt bekommen.

Es wurde Oktober, und noch immer durfte Corinna die Klinik nicht verlassen. – Die Auskünfte der Ärzte waren wenig ermutigend.

Immer häufiger blickte ich am Morgen in einen grauen Nebeltag, und dieser Nebel hatte sich manchmal auch bis zum späten Nachmittag nicht verzogen. Ich spürte, wie sich ein Schatten tiefer Ratlosigkeit und Trauer auf mich zu senken begann, ein Schatten, der nicht verschwinden wollte und eher von Woche zu Woche noch dichter und dunkler wurde.

Er folgte mir auf allen Wegen durch die Straßen der großen Stadt, die mir so vertraut war und die mich jetzt oft eine so raue, bittere Herbstluft schmecken ließ, einen kalten, wie modrig gewordenen Wind, an dem, so schien mir, auch die riesigen Häuserfassaden fader und

blattloser wurden von Woche zu Woche; endlich ganz grau und farblos gewaschen in den Novembernebeln, die mich in ihren Mantel der Stille hüllten, auch mitten im rauschenden Menschenstrom.

Der Schatten hatte einen Namen. Unbarmherzig schob er sich vor Corinnas Gesicht, auf dem ich so oft dieses fröhliche Lachen gesehen hatte, und er drohte, dieses Lachen für immer auszulöschen.

Und dicht und schwarz waren die Schatten, die er mit sich zog. Sie hießen Verzweiflung und Traurigkeit, tiefe Traurigkeit. Ich spürte sie manchmal wie eine würgende Hand und quälend wie das Grau der nicht endenden Nebeltage, das alle Farben und alles Leben erstickte.

Corinna brauchte ein Wunder. Und Wunder sind etwas sehr seltenes. Keine eigene Kraft, so intensiv man sie auch herbeiwünscht, kann sie heranziehen. Man kann nur still darum bitten.

X X X X

Noch von drei anderen wichtigen Menschen dieser Zeit möchte ich in den nächsten Kapiteln berichten, bevor meine eigentliche Geschichte beginnt.

Alle hängen sie mit der Geschichte Corinnas zusammen.

Und wie diese Geschichte in manchen Kapiteln traurig ist, so wird es doch die Geschichte einer wunderbaren Freundschaft sein – so tief und wunderbar, dass sie alle Traurigkeit zuletzt überstrahlen wird.

Marita

Es gab noch einen weiteren Grund, der mich veranlasste, für diese Herbstmonate in diese Stadt, die auch die Stadt meiner Studienjahre war, zurückzukehren: meinen Studienfreund Robert wieder zu treffen.

Der hatte die Arbeit im Antiquariat eines erkrankten Großonkels übernommen, er rief mich an und fragte, ob ich ihm helfen könne, den inzwischen etwas verwahrlosten Laden wieder ein bisschen „in Schuss“ zu bringen.

Wir waren bereits über Jahre enge Freunde gewesen. Sofort sagte ich zu.

Auch Robert war erst vor zwei Wochen in die Stadt zurückgekehrt. Ich war überrascht, ihn gerade hier wieder anzutreffen. Es war der Ort vieler gemeinsamer Erinnerungen. Wir hatten nicht nur dieselben Semester an der Universität besucht, wir bewohnten während dieser viereinhalb Jahre auch ein gleiches Quartier.

Und damit komme ich auf eine weitere wichtige Person zu sprechen, eine noch jüngere Frau: Marita.

Sie war bereits Besitzerin einer alten geräumigen Stadtwohnung mit vier Zimmern, eine Erbschaft hatte ihr den Kauf dieser Wohnung ermöglicht, und sie hatte das große Herz, uns Studenten, die wir immer etwas knapp bei Kasse waren, ein Jahr lang ohne Mietzahlung bei sich wohnen zu lassen. Was sie danach verlangte, war ein lächerlich kleiner Betrag. Doch sie meinte, sie hätte das unverdiente Glück dieser Erbschaft gehabt

und sie wollte anderen von diesem Glück etwas abgeben.

Direkt vor dem Fenster der Küche, in der wir am häufigsten zusammensaßen, wuchs eine Kastanie - so nah, dass man durch das geöffnete Küchenfenster leicht ihre Blätter greifen konnte und zwei ihrer Zweige sogar in die Küche hineinzuwachsen begannen; und wenn sie im Sommer voll belaubt war, ließ sich gut vorstellen, dass diese Küche und vielleicht auch die ganze Wohnung ein großes Kastanienbaumhaus war.

Marita, die junge Frau mit dem großen Herzen, nur fünf Jahre älter war als wir, umsorgte uns wie eine fürsorgliche Herbergsmutter. Sie arbeitete halbtags in der Stadtbücherei, mehr Geld zum Leben brauchte sie nicht. Sie wusch unsere Wäsche und an den Wochenenden, wenn die Mensa der Universität geschlossen war, kochte sie für uns und erledigte auch gern unsere Einkäufe, wenn wir alles säuberlich auf einen Zettel schrieben. Allerdings duldete sie keine Unordnung in ihrer Wohnung, jedes anwachsende Chaos, das sie bemerkte, wurde rasch ausgetreten wie ein Schwelbrand im Wald.

Oft brachten wir an den Abenden zwei Studienfreunde mit, Reinhard und Achim, und unsere Diskussionen – meistens in der Küche und vor dem geöffneten Küchenfenster, durch das die Kastanie hineinzuwachsen begann - dauerten häufig weit bis in die Nacht. Sie selbst arbeitete an einem Webstuhl dabei, dies war ihr Hobby, und nur ab und zu warf sie ein paar eigene Sätze in die Runde. Doch diese wenigen Sätze zeigten, dass sie eine sehr aufmerksame ZuhörerIn war. Immer traf sie den

Punkt, dies vielleicht nur in Form einer Frage, die sie wie einen eigenen Faden ins manchmal chaotische Fäden-Gestrüpp unserer Reden webte. Und immer wieder, wenn wir vier uns nach einem vollen Semestertag in heftige Streitgespräche verwickelten und uns Flammen und Rauch von den Lippen schlugen, erhob sie sich und goss über unsere Gedanken-Vulkane Kannen von mild-würzigem Tee oder, an warmen Sommerabenden, ihre wohlduftende Himbeerkaltschale.

Robert, Achim und Reinhart waren gleichfalls schon seit Jahren befreundet. Vor Beginn des Studiums hatten sie zu dritt mehrere Reisen unternommen, nach Nordafrika und in die Karibik, die längste Reise führte sie durch Südamerika, beginnend in Feuerland bis in die eisigen Zonen Alaskas. Sie erzählten gern und häufig davon, und gleich nach Abschluss des Studiums wollten sie wieder aufbrechen, viele Reiserouten wurden an den Abenden diskutiert, und diesmal sollte ich mitkommen.

Achim war der Philosoph unter uns, er hatte die dazu passende Denkerstirn, die sich langsam lichtete, allerdings brauchte er immer eine gewisse Zeit, bis er sich einzumischen begann. Alle Kommentare und Einwände ließ er zunächst mit Murmelgeräuschen in seinem breiten Philosophenbart versickern. Wenn er dann doch das Schlachtfeld betrat, tat er es wie ein großer Stratege, der alle Weltenden gleichzeitig im Blick hatte und sie mit kunstvollen Gedankenfäden verknüpfte. Dann konnte er für einige Minuten alle zum Schweigen bringen, die die kunstvolle Architektur seiner Gedankengebäude

bewunderten – während er doch schon wieder in andere Gedankenkontinente forttriftete und wir unser Thema, das eigentliche Kampfobjekt, aus den Augen verloren.

Auch Reinhard diskutierte gern und mit Leidenschaft, wenn auch nie mit der Verbissenheit, mit der Robert und ich sich ein Thema zu eigen machten. Er war eine Künstlerseele, nur nebenbei erfuhren wir, dass er oft nächtelang malte, er malte gläserne Berge, gläserne Bäume und gläserne Blumen, in denen sich in immer neuen geheimnisvollen Farben das Licht brach. Eine Freundin, die er diese Bilder ein erstes Mal sehen ließ, reagierte mit kleinen Schreien der Begeisterung. Dann stellte er diese Bilder einer Galerie vor.

Der ältere Mann, der sie betrachtete und lange schwieg, erklärte dann, dass diese Bilder wohl „schön“ seien, sie platzten geradezu von funkelnden Farben. In einem früheren Jahrhundert, vielleicht in der Zeit der Romantik, hätte man für Bilder wie diese wohl sogar Käufer gefunden. Doch „schön“ und „romantisch“ - das passte nicht in eine Zeit wie die unsere, in der die Menschen zerrissen und voll dunkler Aggressionen seien. Deshalb müsse Kunst ihnen einen Spiegel vorhalten und ihnen all das Hässliche zeigen, das sie in sich selbst nicht ansehen wollten. Bilder, die ihnen eine „heile Welt voll schöner Farben“ vorgaukeln, wären nichts als ein Betrug.

Reinhard machte keinen zweiten Versuch, seine Bilder einer Galerie vorzustellen. Eigentlich wollte er genau das: mit diesen Bildern eine Schönheit ausdrücken und

erschaffen, die er in der alltäglichen Welt so häufig vermisste. Doch er hatte begriffen: für den Kunstmarkt waren solche Bilder ohne Wert. Also malte er sie nur noch für sich.

Marita hatte ein eigenes Lieblingsthema, über das sie allerdings nur selten sprach: Es war der Himalaya und die tibetischen Klöster, die sie als Kind mit ihren Eltern einmal besucht hatte. In ihrem Wohnzimmer hingen vier Bilder mit eindrucksvollen Ansichten der gigantischen Berge, und auf zweien sah man auch die abgelegenen Klöster.

Die Mönche, die ihnen damals Quartier gaben, ließen jeden Gast eine unendliche Freundlichkeit spüren und an keinem anderen Ort der Welt hätte sie je einen solchen Frieden erlebt, erzählte Marita. Auch der Philosophie dieser Mönche fühlte sie sich nahe, sie und ihre Eltern nahmen sogar an einem zweiwöchigen Fasten teil und sie begann, die fremde Sprache zu lernen. Es war, als atme man in dieser Bergwelt eine ganz andere Luft, sagte sie, und wer es einmal erlebt habe, könne es nie mehr vergessen.

X X X X

Dieses Kapitel gehört Marita, und ich werde gleich erneut zu ihr zurückkommen. – Doch zuvor muss ich noch einmal von Robert und mir sprechen.

Wie ich bereits erwähnte, wollten wir nach Abschluss des Studiums zu viert zu einer größeren Reise aufbre-

chen. Und unverändert meinten wir, nach viereinhalb Studienjahren hätten wir ausreichend Sitzfleisch geopfert, um uns mit einer längeren Zeit des Reisens und der Abenteurer zu entschädigen.

Doch es kam anders.

Achim und Reinhard brauchten ein weiteres Semester für ihren Abschluss, und nur zu zweit aufbrechen wollten wir nicht. So kam es, dass Robert und ich die Assistentenstelle an der Universität einer anderen fernen Stadt annahmen – das bedeutete: Wir mussten für einen dort berühmten Professor alle Büro- und Sammelarbeiten erledigen, die ihm selbst lästig waren. Es sollte, dank des berühmten Professors, das Sprungbrett für eine eigene Universitätskarriere sein.

Der Professor allerdings war ein alter mürrischer Herr, der sechs Tage in der Woche schlechte Laune verstrahlte, die wir allmählich auf ihn zurückstrahlten, was ihn wiederum noch mürrischer machte. Robert war es nach einigen Wochen unerträglich geworden, und er wechselte an eine andere Universität in einer wieder anderen Stadt.

So trennten sich unsere Wege für eine längere Zeit.

Ich ertrug es ein Semester länger als Robert an der Universität mit dem übel gelaunten Professor, dann kündigte auch ich die Stelle.

Er war früher Herbst – und es war der Zeitpunkt, als mich Roberts Anruf erreichte.

Ich komme zu Marita zurück.

Als wir ihr Wohnquartier nach viereinhalb Jahren verließen, schenkte sie uns zum Abschied einen Bildband über Tibet.

Wir bedankten uns und blätterten kurz hinein. Wir ahnten nicht, dass uns etwas Wichtiges dabei entging.

Jetzt, nach dem Anruf Roberts, erinnerte ich mich plötzlich wieder an dieses Buch, das er mir überlassen hatte wie auch ein zweites Geschenk Maritas, von dem ich gleich reden werde.

Ich fand in dem Buch einen Brief.

Er enthielt eine Einladung, sie war an uns beide gerichtet. Sie schrieb, sie wünschte sich noch einmal in den Himalaya und zu den tibetischen Klöstern zu reisen und es wäre eine große Freude für sie, wenn wir mitkämen. Über das nötige Geld müsse sich keiner von uns Sorgen machen, sie würde alles bezahlen.

Auf der Rückseite waren noch ein paar Sätze hinzugefügt:

Natürlich erwartete sie nicht, dass wir den fest geplanten Wechsel an die andere Universität für eine solche Reise aufschieben würden. Nein, sie dachte an die schon nach drei Monaten folgenden Semesterferien, die dann ebenfalls eine Zeit von fast drei Monaten dauerten. Wir könnten ihr allerdings auch mitteilen, dass wir eine solche Reise erst im nächst folgenden Semester, also in Monaten, wünschten. Solange würde sie warten.

-

Ich saß einen Moment wie erstarrt. Wir hatten ihr auf diesen Brief nie mit auch nur einer Zeile geantwortet.

Es war, als wäre dieser Brief nie geschrieben worden.

Ich griff zum Telefon.

Alles was ich zu hören bekam, war jener bekannte fade Satz: „Kein Anschluss unter dieser Nummer.“

Ich konnte mich verwählt haben und wählte neu.

Es blieb dabei: Kein Anschluss. Diese Nummer war nicht mehr die Nummer Maritas.

Dem Brief lag ein Foto bei. Es zeigte ein Gesicht, das leise in sich hinein lächelte, mit einem feinen, sanft werbenden Lächeln. Es zeigte auch das feine Faltennetz auf der Stirn, das jene fünf Jahre Altersvorsprung dort bereits hinein gegraben hatten.

Mein Blick hing plötzlich lange an diesem Foto in meiner Hand.- Hatten wir zwei, Robert und ich, dieses Gesicht unserer „Herbergsmutter“ über viereinhalb Jahre, dieser Frau mit dem großen Herzen, überhaupt jemals genauer angesehen?

Ich wusste, was ich tun würde, sobald ich in die Stadt zurückgekehrt war. In ihrer früheren Wohnung mit dem Kastanienbaum konnten wir sie nicht mehr antreffen. Doch sie hatte während all dieser Jahre einen engen Kontakt mit einer Nachbarin, die in jedem Fall etwas über sie wissen würde.

Ich suchte das Klingelschild ab. Der Name Maritas war verschwunden, doch auch den Namen der Nachbarin fand ich nicht.

Immer wieder wanderten meine Augen die Häuserfront ab, hinauf bis zum dritten Stock, wo gardinenlose Fenster im Abendlicht glänzten.

Schließlich öffnete sich ein Fenster, eine ältere Dame blickte hinaus.

Ich fragte nach der Nachbarin.

Die war seit Monaten fortgezogen, sagte die Dame, wohin, darüber wisse sie nichts.

Ich stand bewegungslos wie die Straßenlaterne wenige Meter neben mir.

Alle Spuren zu Marita waren gelöscht.

War sie allein gereist?

Befand sie sich jetzt in irgendeinem der tibetischen Klöster?

Unmöglich, sie dort zu suchen.

Natürlich konnte sie inzwischen auch zurückgekehrt sein. Doch dann wohin?

Alle Spuren waren gelöscht.

Und doch, ich sage es schon an dieser Stelle vorweg - : Auch Marita wird Teil dieser Geschichte sein.

Ich zeigte Robert den Brief.

Er wurde für viele Augenblicke sehr still und saß, wie ich, völlig starr.

Dann sagte er mir, auch er habe Marita längst wieder besuchen wollen.

Seit Tagen habe er ständig an sie gedacht.

Nicht nur seit Tagen, bereits seit Wochen. Und auch schon viele Male davor.

Er starrte immer erneut auf den Brief und das Bild.

Ja gerne, sehr gerne wäre er mit ihr und mir nach Tibet gereist.

Ich setzte mich neben ihn. Es gab da etwas, worüber ich mit ihm nie gesprochen hatte.

Ich sagte es ihm jetzt.

Marita hatte sich vor Jahren nach einer unglücklichen Verlobung von ihrem Verlobten schließlich wieder getrennt. Der Mann hatte sie einige Male schlimm geschlagen, er war betrunken dabei, doch sie wusste, er würde wieder trinken und es wieder tun.

Sie war zutiefst verstört und verletzt und wollte keinen Mann mehr in ihr Leben lassen.

Dann kamen wir. Und plötzlich ging ihr Herz wieder auf.

Besonders ging es auf für Robert. Und es war ihr eine Freude, all das für uns zu tun, was sie tat: waschen, einkaufen und kochen.

Robert hatte über diese Studienjahre hin häufig wechselnde Liebschaften, sie wusste es, er war attraktiv und sie hatte dachte nie daran, mit den jungen Studentinnen an seiner Seite in Konkurrenz zu treten.

Nein, sie erwartete keine Gegenliebe. Trotzdem liebte sie ihn.

Es war ihr genug, dass wir uns in ihrer Wohnung befanden und diese Wohnung mit Wärme füllten.

Robert hatte alle Liebschaften jener Zeit längst beendet. Er sah sie im Rückblick als flüchtige Liebesabenteurer, die ihm jetzt nichts mehr bedeuteten.

Als wir die Wohnung Maritas damals verließen – warum hatten wir den Kontakt zu ihr so völlig abgebrochen?

Nein, Robert wusste nicht, dass sie etwas für ihn empfand. Sie hatte es gut versteckt.

Er hatte sich nicht einmal wirklich bedankt für all die Hilfe, die er von ihr erhalten hatte.

*Wir sahen uns ratlos an.
Marita war fort, ohne Spuren.
Robert spürte, dass er etwas versäumt hatte.
Auch ich spürte es.*

Das Tarot-Kartenspiel

Ich hatte ein zweites Geschenk Maritas erwähnt, das schließlich ebenfalls in meiner Verwahrung blieb und das ich genauso vergaß wie das Buch.

Es handelte sich um ein Kartenspiel mit Tarotkarten, von denen sie zwei besaß. Es war das schönere dieser beiden, die vielen farbigen Bilder und Symbole, etwa das Bild der „Hohepriesterin“, des „Magiers“, des „Narren“ und „des hängende Manns“ waren liebevoll ausgestaltet. Marita übte sich selbst von Zeit zu Zeit als Kartenlegerin und legte auf Wunsch auch uns ein paar Mal die Karten aus. Es waren manchmal erstaunliche Treffer dabei.

Allerdings zog sie zur Deutung immer ein kleineres Buch heran, in dem die Bilder und Symbole in ihrer Bedeutung erklärt wurden. Sie sagte: Ein echter Wahrsager würde so etwas nie tun, und so hielt sie sich auch nicht für eine echte Wahrsagerin. Für einen echten Kartenleger, meinte sie, sind die Reihen der ausgelegten Karten selbst das Buch, in dem er liest. Und so wichtig wie die einzelne Karte ist ihr Bezug zu den anderen, die vor ihr oder hinter ihr liegen.

Als wir gingen, legte sie dem Kartenset auch das kleine Buch mit den Erklärungen bei. Wie das Buch verschwand es nach unserem Umzug in die andere Universitätsstadt in einer Schublade. Und als ich beides dort wieder entdeckte, nach fast einem Jahr, geschah bald darauf etwas, das mich in ein ungläubiges Staunen versetzte; wie es damit zugleich Verwirrung in mir auslöste – eine Verwirrung, die mich durch alle folgenden Monate begleitete.

Zunächst begann ich selbst zu experimentieren. Ich stellte eine Frage und zog eine Karte, dann schlug ich in dem Buch nach, welche Bedeutung sie hatte. Es blieb nichts als ein Spiel. Meine Hand wanderte orientierungslos über die verdeckt ausliegenden Karten, manchmal war etwas wie ein Treffer dabei, doch mit jeder neuen Karte wuchs meine Verunsicherung. Nein, mir fehlte für das Kartenlegen und Kartendeuten jede Begabung, wie ich schließlich erkennen musste.

Doch ich hatte bereits vor Wochen von einer Frau gehört, die es angeblich konnte. Sie tat es beruflich und nahm so auch Geld dafür, doch nur kleinere Summen. Sie hatte einen größeren Kundenkreis, der sich regelmäßig von ihr beraten ließ, und man sagte mir, dass ihre Trefferquote außergewöhnlich hoch sei. Wie sie das machte? Offenbar funktionierte es jedenfalls. Kunden kommen nur wieder und geben ihr Geld ein zweites und drittes Mal aus, wenn sie sicher sind, dass sie etwas dafür erhalten.

So war auch ich zu einer Probe bereit.

Mir öffnete eine kleine Person mit leiser Stimme und sympathisch bescheidenem Auftreten, sie trug einen Dutt und hinter der Hornbrille sah ich in zwei runde freundliche Augen, die zugleich ihre ganz eigene Tiefe hatten und wohl schon viel Schmerz gesehen hatten und viel Mitleid kannten.

Sie erklärte mir vorweg, was geschehen würde:

Jede Karte trägt eine Energiespur und wenn ich sie mischen würde, wozu sie mich nun aufforderte, würde das Ergebnis nie ein zufälliges sein. Was sie anschließend in den Karten lesen würde, würde nur das sein, was mein Unterbewusstsein schon weiß, was für meinen Kopf aber noch verborgen war.

Wenn man sich selbst die Karten legt – ich hatte zu Beginn von meinen Experimenten erzählt – muss man sehr geübt sein. Denn es mischen sich immer eigene Hoffnungen und Ängste ein, die das Bild verzerren, und oft würden die Karten dann nur diese Ängste oder diese Hoffnungen spiegeln.

Sie übernahm die von mir gemischten Karten.

„Die Karten, die Sie gemischt haben, sind die großen Arkanas – so heißen sie. Ich werde sie gelegentlich ergänzen durch die ‚kleinen Arkanas‘, die ich hier neben mir liegen habe.“ Sie deutete auf einen kleineren Stapel von Karten. „Die kleinen Arkanas können die Aussage ergänzen und entscheidend präziser machen.“

Sie legte die Karten aus.

Ihre Augen wanderten lange über die Kartenreihen.

Sie wiegte den Kopf.

„Ich sehe eine Reise,“ sagte sie dann.

„Ich muss Ihnen sagen, dass diese Reise sehr wichtig ist – und zugleich sehe ich etwas Schmerzliches.“

Sie schweig eine Zeit, dann wiegte sie wieder den Kopf.

„Es gibt ein kleines Mädchen,“ fuhr sie jetzt fort, „das sehr an Ihnen hängt. Es hat keinen Vater. Es versteht nicht wirklich, warum Sie nicht ihr Vater sind.“

Sie griff nach dem zweiten Stapel und legte zwei weitere Karten hinzu.

„Es muss über eine längere Zeit einen intensiven Kontakt zu Ihnen gehabt haben.

Dieser Kontakt ist irgendwie abgebrochen.“

Durch ihr Gesicht zog ein Schatten.

„Ich sehe, dass dieses Mädchen sehr krank ist. Um es ganz deutlich zu sagen: Diese Krankheit, sie hat mit dem Herzen zu tun, ist eine ernste Gefahr.“

Ihr Blick lag deutlich auf jener Karte, die zwei Schwerter und ein verwundetes, blutropfendes Herz zeigte.

Ich sah sie wieder den Kopf wiegen.

„Es sind mehrfache Verluste angezeigt,“ sagte sie weiter, nicht nur einer.“

Ihre Augen wanderten weiter die Reihen der Karten ab, sie schüttelte plötzlich den Kopf, und wieder fügte sie Karten aus dem Stapel der „kleinen Arkanas“ hinzu.

„Es gibt eine Frau, die aus Ihrem Leben verschwunden ist.

Sie würden sie gern noch einmal besuchen.

Doch es führt keine Spur mehr zu ihr.

Ich kann Ihnen leider nicht sagen, wie Sie eine Spur zu ihr finden können.“

Wieder folgte ein längeres Schweigen, wieder wanderte ein Schatten über ihr Gesicht.

„Sie kennen einen kleinen Jungen? Er ist etwas älter als dieses Mädchen, zwei Jahre vielleicht.“

Ich verneinte.

„Dann wird dieser Junge in näherer Zeit für Sie auftauchen. Auch dieser Junge ist krank. Doch er leidet noch wenig. Sie sollten ihn gut bewachen...“

Plötzlich tat sie etwas Unerwartetes: Sie sammelte alle ausgelegten Karten wieder zusammen und bat mich, erneut zu mischen.

Und jetzt geschah etwas, das mich absolut sprachlos machte: Obwohl ich die Karten gründlich gemischt hatte, tauchte mit den nochmals ausgelegten Karten ein fast identisches Kartenblatt auf. Ich hatte zuvor bereits einmal gehört, dass so etwas passieren kann. Doch ich hätte es nicht für möglich gehalten.

„Gut, dann müssen wir es annehmen, wie es ist,“ sagte die Frau. „Auch den kleinen Jungen sehe ich wieder.“

Sie werden ihn kennen lernen, wenn Sie das kleine Mädchen besuchen. Denn beide hängen sehr eng zusammen. Sehr eng...“ Sie vermurmelte etwas.

„Ich sagte Ihnen, dass Sie ihn gut bewachen sollen.“

Doch – es wird Ihnen nicht gelingen.“

Sie murmelte Unverständliches. Sie schüttelte den Kopf. Sie fügte Karten aus dem anderen Stapel hinzu.

„Ich sehe nicht, wie Sie ihn retten können.“

Versuchen Sie es. Haben Sie ihn gut im Auge.“

Wieder fügte sie Karten hinzu, wieder folgte ein Kopfschütteln.

*„Er hat ein Geschenk, das er bringen will.
Ich kann Ihnen nicht sagen, was damit gemeint ist.
Ich sehe etwas. Es könnte... Nein, dies macht keinen
Sinn.“ Wieder ein Kopfschütteln.*

„Es tut mir leid.

Ich möchte Ihnen präzisere Auskünfte geben.

Doch es liegt eine Sperre davor.

*Auch zu der verschwundenen Frau kann ich Ihnen
nichts Genaueres sagen... Ich spüre die Sperre.*

Das geschieht ab und zu. Dann muss man es akzeptieren.

Auch was mit dem kleinen Mädchen passieren wird...

Ich kann es nicht sagen.

Passen Sie gut auf es auf.

Passen Sie gut auf den Jungen auf.

*Ich sehe etwas sehr Trauriges, Schmerzliches –
und zugleich ist es doch schön.“*

Sie brach es ab.

*Sie drehte sich etwas zur Seite und rieb sich die Augen
unter der Brille - diese Augen, ich sagte es schon, die so
viel Schmerz gesehen hatten und sie offenbar alles mit-
leiden ließen, was sie sahen.*

Mein Besuch war beendet.

Ich trat hinaus auf die Straße, verwirrt, fast benommen.

*Ich fühlte Beklommenheit. War es besser, die seit
Wochen geplante Reise abzusagen?*

*Hatte ich die Freiheit dazu? Nein, ich hätte es mir nie
verziehen, hätte ich Corinna nicht wieder besucht.*

Sie wartete ungeduldig darauf.

Wer war jener fremde Junge?

Was war das viele Traurige – das zugleich etwas Schönes sein würde?

Es gab kein Ausweichen.

Der gleich zu Anfang von jener Frau gesprochene Satz klang weiter in meinem Ohr: „Ich muss Ihnen sagen, dass diese Reise sehr wichtig ist.“

Ja, das würde sie sein. Und sie würde mir all das bringen, wovon sie gesprochen hatte.

Nein, ich hatte die Freiheit nicht, diese Reise aus meinem Leben zu streichen.

Der Junge Benjamin

Und dann stand er plötzlich vor mir: der Junge Benjamin.

Er wohnte wie Corinna in der Kinderklinik, und noch am ersten Abend stellte sie ihn mir vor: als den besten Freund, den sie jemals hatte.

Benjamin war zwei Jahre älter und einen halben Kopf größer als sie. In dem auffallend hübschen Jungengesicht mit der sanft gewellten Nase funkelten zwei sehr lebendige wache Augen.

Benjamin litt an Muskelschwund – dies ist jene seltene Krankheit, gegen die die Medizin bisher kein Mittel hat, fast immer betrifft sie Jungen und die meisten sterben daran noch vor ihrem zwanzigsten Lebensjahr. Die Krankheit lässt die Muskelmasse langsam zerfallen, alle

Bewegungen werden mit den Jahren mühsam und schwer, zuletzt sind nur noch sehr winzige Bewegungen möglich, und es versagt auch das Atmen.

Auch wenn man diese Krankheit nicht heilen kann, so gibt es doch besondere Trainingsprogramme, mit denen man die Symptome lindern und damit auch die Lebenszeit etwas verlängern kann. Deshalb war Benjamin hier.

Er hatte seine Eltern nie kennen gelernt. Seine Mutter legte ihn nach seiner Geburt in einer Babyklappe ab, seitdem kümmerte sich eine Gruppe freundlicher Ordensschwwestern um ihn. Als er drei war, suchte man für ihn ein Kinderheim. Er fand dort bald viele Freunde und wieder auch freundliche Betreuerinnen und fühlte sich wohl, er hätte gern noch viele Jahre dort bleiben wollen.

Dann wurde seine Krankheit entdeckt. Der Arzt und die Betreuerinnen berieten sich lange. In dieser Voralpengegend gab es kein Krankenhaus, das eine Behandlung dieser Krankheit anbieten konnte. Die beste Kinderklinik befand sich in einer entfernten Großstadt, man sagte Benjamin, dass er zunächst nur zur Beobachtung dort hinreisen würde, vielleicht für einige Monate. Danach könne er jederzeit in das Heim zurückkehren.

Benjamin spürte, dass dies nicht die Wahrheit war. Und als er Abschied nehmen musste, wusste er, es war wahrscheinlich ein Abschied für immer, er würde seine Freunde nie wiedersehen, und er schlief weinend ein.

Er weinte auch die ersten Abende, die er in der fremden fernen Stadt in seinem neuen Zimmer in der Kinderstation verbrachte.

Und dann geschah etwas Wunderbares: Ein sechsjähriges Mädchen mit dem Namen Corinna tauchte auf.

Benjamin war im ersten Moment verzaubert – wie auch Corinna es war. Es „blitzte“ sofort, wie es mir Benjamin später selbst einmal heimlich sagte. Von dieser Stunde an waren die zwei unzertrennlich, und Benjamin war wieder ein glückliches Kind.

Benjamin -: War es jener Junge, zu dem man mir gesagt hatte, dass ich in besonderer Art auf ihn aufpassen müsse?

Beide fanden schnell heraus, dass sie vieles gemeinsam hatten: Sie liebten dieselben Kinderbücher, dieselbe Musik, dieselben Tiere, das waren vor allem Katzen, Kaninchen und Elefanten, und auch dies hatten sie gemeinsam: Keiner von ihnen hatte je seinen Vater kennen gelernt und auch eine Mutter hatte inzwischen keiner mehr.

Selbst die Farbe ihrer Haare war vollkommen gleich, wie sie es vor dem Spiegel feststellten, es war das genau gleiche Schwarz, wenn auch Corinnas Haare natürlich länger waren. Und noch etwas Seltenes war bei ihnen gleich. Eine Ärztin sagte es ihnen, nachdem sie am Morgen bei Corinna eine Blutprobe abgenommen hatte und später noch einmal ins Zimmer kam: eine sehr seltene Blutgruppe. Sie wussten nicht wirklich, was das bedeutete. Doch wenn es etwas Seltenes war, war es bestimmt auch ein Grund, darauf stolz zu sein.

Benjamin kannte inzwischen seine Krankheit genau und er wusste, dass er weniger Jahre als andere zum

Leben hatte. Trotzdem war er, so erstaunlich es klingen mag, ein fröhliches Kind, sogar noch mehr als Corinna es war.

Es war eine Art von Fröhlichkeit, die keinen besonderen Grund braucht, die sich einfach freut über jeden neuen Tag - nur weil dieser Tag neu ist und neue Entdeckungen bringen kann. Alle Schwestern in dieser Kinderklinik liebten ihn, und eine sagte mir einmal, dass diese besondere Fröhlichkeit, die er ausstrahle, für sie und die anderen manchmal wie ansteckend sei.

Benjamin hatte eine Reihe erstaunlicher Begabungen. Er war ein äußerst geschickter Zeichner, wobei er meistens mit einer Collage begann. Das heißt: Er suchte sich Bilder aus Zeitschriften, zerschnitt sie und setzte sie neu zusammen, was dies getan, so fügte er seine eigenen Zeichnungen hinzu, manchmal nur kleine Figuren oder einen noch fehlenden Gegenstand, und am Ende entstanden wirklich erstaunliche Bilder dabei.

Ein Großteil der Bilder, die er damals zu meiner Geschichte anfertigte, sind in dieses Buch aufgenommen.

Zu den zwei anderen Begabungen muss ich eine kurze Geschichte erzählen und noch einmal zu seiner Zeit im Kinderheim zurückkommen.

Als Benjamin sechs wurde, hatte er sich zum Geburtstag eine Okarina gewünscht - dieses kleine Blasinstrument mit der Form einer bauchigen Gurke, das so rund und bequem in der Hand liegt und dem man, trotz der nur wenigen Löcher, so unterschiedliche Klänge entlocken kann.

Eine der Betreuerinnen im Kinderheim spielte es, und sie hatte ihm auch bereits versprochen, dass er Unterricht bei ihr haben könne. Der Grundton jeder Okarina ist ein etwas rauher, eher dunkler und etwas trauriger. Benjamin versuchte sich bald mit Melodien, bei denen er die Finger sehr rasch bewegen musste, mit Melodien also, die schnelle Läufe hatten und die damit doch überwiegend heitere Melodien und Lieder waren. Als er herausgefunden hatte, wie gut er auf der Okarina den Ruf des Kuckucks nachahmen konnte, ging er oft in den Garten und lauschte auf andere Vogelstimmen, um sie ebenfalls nachzuahmen.

Nach einem halben Jahr beherrschte Benjamin das Spiel auf der Okarina so gut, dass er bei jeder Geburtstagsfeier gebeten wurde, für alle Versammelten etwas vorzuspielen. Oft spielte er gemeinsam mit der genannten Betreuerin auch zweistimmig, also im Duett, und die Betreuerin, eigentlich seine Lehrerin, hatte zunehmend Mühe, mit Benjamins raschen Läufen mitzuhalten.

Ich selbst habe Benjamin häufiger auf der Okarina spielen hören. Er spielte manche Passagen fast so virtuos wie ein erwachsener Künstler. Es war, als wäre dieses Instrument extra für ihn erfunden worden.

Kurz nach seinem siebenten Geburtstag hatte er dann noch etwas Zweites für sich entdeckt, das bald einen wichtigen Platz in seinem Leben einnahm, das aber für alle anderen geheim bleiben musste.

Bei einem Versteckspiel hatte er sich ein Versteck im Keller gesucht. Den Keller zu betreten, war den Kindern eigentlich verboten und üblicher Weise war dieser Keller

verschlossen, an diesem Tag aber steckte der Schlüssel. So öffnete er einfach die Tür und stieg die Treppe hinunter. Hinter einer alten Kommode entdeckte er einen Schießbogen, der ihn sofort in Bann zog. Dieser Bogen reichte ihm bis an die Brauen, er war also von beachtlicher Größe und eher für einen ausgewachsenen Mann als für einen Jungen gedacht.

Als er das unterste Kommodenfach öffnete, fand er dann auch vier ellbogenlange Federpfeile und im Nebenfach sogar eine Zielscheibe. Der Bogen war schwer, Benjamin gab es schnell auf, ihn beim Zielen und Schießen anzuheben, so setzte er sich auf eine der herumstehenden Kisten, und nun konnte er den eingespannten Pfeil gut ins Auge fassen und zugleich die an der gegenüberliegenden Wand aufgehängte Zielschiebe.

Selbst das Spannen des Bogens kostete große Kraft, doch Benjamin war von seiner Entdeckung fasziniert, am Anfang verfehlte er die Zielscheibe oft, doch nach einer Zeit traf er sie immer besser.

Schließlich hörte er, wie man ihn rief, er hatte das Versteckspiel völlig vergessen. Schnell ließ er den Bogen wieder hinter der Kommode verschwinden und rannte hinauf und mischte sich unauffällig unter die anderen Kinder. Leider wartete er die nächsten Tage vergeblich, dass wieder der Schlüssel in der Kellertür steckte.

Doch dann entdeckte er, dass dieser Schlüssel üblicher Weise an einem Wandbrett in der Küche hing. Auch die Küche war für die Kinder ein verbotener Raum, doch der Koch war ein freundlicher älterer Herr und nahm es nicht so streng. Manchmal stand er in dichte

Dämpfe gehüllt, und mit etwas Glück war in einem solchen Moment der Schlüssel leicht vom Wandbrett abziehen.

Von da an ging Benjamin in jeder Woche zweimal heimlich hinab in den Keller, holte sein neues Lieblingsspielzeug hervor und übte. Er vergrößerte den Abstand zur Scheibe, mit jeder Stunde wurde er besser und immer häufiger traf er auch die inneren Kreise. Er wusste nicht, ob es den Beruf des Bogenschützens gab. Doch sollte es ihn geben, dann wäre dies seine Wahl.

Einmal öffnete sich plötzlich die Kellertür, Benjamin sah sich eilig um nach einem Versteck, doch es war zu spät, der Koch stand in der Tür – freilich, alles was dieser rundliche Herr nun tat, war, dass er freundlich zu Benjamin hinab winkte und die Tür wieder schloss. Der Koch wusste es also längst, dass in regelmäßigen Abständen der Schlüssel verschwand und er wusste nun auch, zu welchem Zweck dies geschah.

Zum kommenden Weihnachtsfest wünschte Benjamin sich ein Buch, das er vor Wochen einmal in einem Schaufenster gesehen hatte. Das Titelblatt zeigte einen tibetischen Mönch, der konzentriert einen Bogen spannte – genau auf das Auge des Betrachters. Dieses Buch faszinierte ihn mit dem ersten Augenblick.

Beim Lesen – das der immer neugierige und hochintelligente Junge, der Benjamin war, längst gut beherrschte – merkte er schnell, dass es tatsächlich ein Buch war, das ihm über das Bogenschießen noch etwas völlig Neues erzählte. Es war die Geschichte eines jungen Mönchsschülers in Tibet, der in ein Kloster eintritt,



und dort keine Kampftechniken erlernt sondern etwas anderes:

Für den Lehrmeister des Klosters waren Pfeil und Bogen nur Werkzeuge, mit denen er seinen Geist schulte, und so sollte es auch für den Klosterschüler sein.

Die eigentliche Kunst war – und die konnte man nur in jahrelanger Übung erlernen – das Ziel mit geschlossenen Augen zu treffen. Man sollte nur mit den „Augen des Geistes“ blicken, und der „Geist“ wusste schließlich selber genau, wie er den Pfeil ins Ziel lenkte – exakt in den schwarzen Punkt der Zielscheibe. Der geübte Meister schaffte es, dem ersten abgeschossenen Pfeil einen zweiten folgen zu lassen, der den ersten genau in der Mitte spaltete. Und er tat es ganz ohne Mühe. Er ließ den „Geist“ zielen und treffen. Und er tat es voller Demut vor dieser wunderbaren Kraft des Geistes und er tat es nie, um Ehre und Bewunderung zu erlangen.

So oft Benjamin nun wieder übte, hatte er das Bild dieses tibetischen Lehrmeisters vor sich, er schloss beim Zielen die Augen und manchmal traf er bereits so gut wie zuvor mit den offenen – freilich wusste er, dass er viele Jahre Geduld haben müsse, um es wie dieser große tibetische Meister zu erlernen.

Der Abschied vom Heim bedeutete auch, dass er den geliebten Bogen zurücklassen musste.

Doch nur wenige Wochen darauf folgte eine Überraschung: Zu seinem achten Geburtstag brachte der Postbote ein seltsam flaches überaus großes Geschenkpaket

und als Benjamin es öffnete, war sein Bogen darin, alle vier Pfeile und auch die Zielscheibe.

In der Kinderklinik war es kein Problem, einen neuen Kellerraum für eine Stunde am Tag zu finden. Und die Ärzte begrüßten es ausdrücklich, dass er diese Übungen mit dem Bogen machte - es trainierte seine Arm- und Schultermuskeln, und es war so für ihn das genau richtige.

Und natürlich hatte Benjamin seine Okarina mitgenommen. Und bald war es wie zuvor in seinem Heim: Immer wenn eines der Kinder Geburtstag hatte, rief man ihn und er sollte für das Kind und die sonst versammelten Gäste etwas vorspielen. Andere Kinder wünschten sich dann oft ebenfalls eine Okarina, allerdings stellten sie rasch fest, dass es viel Übung brauchte, mit sauberen Tönen und schnellen Läufen darauf zu spielen, wie Benjamin es konnte, und meist lag das Instrument bald wieder ungebraucht in der Schublade.

Auf seiner eigenen Okarina ließ Benjamin nur Corinna spielen. Meist tat sie es nur kurz, es kostete sie Kraft, denn auch ihre kleinen Lungen waren geschwächt. Schließlich brachte ich ihr ein eigenes kleines Instrument.

Tage mit herbstlich trübem Regenwetter verbrachten wir meist in Corinnas Zimmer, an allen anderen Tagen gingen wir in den Klinikgarten, aus dem Corinna sich allerdings nicht entfernen durfte; immer musste sie rasch für die Ärzte erreichbar sein. Doch dieser Klinikgarten war weitläufig, und er hatte seinen Goldfischteich mit den Enten und dem einen Schwan. An allen

Tagen mit einer milden warmen Herbstsonne saßen wir zu dritt auf einer der Gartenbänke, und plötzlich waren es, trotz aller Traurigkeit, doch auch immer wieder sehr glückliche Augenblicke.

Corinna konnte ich nur noch gemeinsam mit Benjamin haben. Das aber war gewiss keine Last. Ich hatte ihn längst genauso wie sie ins Herz geschlossen.

X X X X

Mit meinem Freund Robert verband mich Tag für Tag weiter die Arbeit im Antiquariat seines Großonkels.

Sie brachte für mich interessante Entdeckungen.

Dieser Großonkel, der manchen als etwas schrulliger Kauz galt, hatte eine größere Abteilung von Büchern, die sich mit Themen befassten, die den meisten Lesern eher ungewöhnlich und fremd erschienen wären. So trugen sie auch ungewöhnliche und sonderbare Titel. Es waren Bücher über Traumdeutung, über Schamanen und Yogis, über geistige Heilung und Meditation, über Handlinienlesen, über Zukunftsdeutung und Prophezeiungen, über Gedankenlesen und Hellsehen. Robert verschlang solche Lektüre, zu meinem Erstaunen, mit Lust, manchmal mehrere Bücher an einem Tag.

Den Brief Mariannes und ihr Bild hatte er an sich genommen. - Außerdem hatte er sich inzwischen die Mühe gemacht, der gleichfalls aus dem Haus verschwundenen Nachbarin nachzuspüren, um etwas über Marianne zu erfahren. Doch alles, was er herausfand, war dies: Die Frau war in ein Altersheim umgezogen, aller-

dings dort vor zwei Wochen verstorben. Es gab also weiterhin keine Spur.

Zugleich war etwas anderes in seinem Leben geschehen, das eine große Beunruhigung in ihm auslöste: Er hatte möglicher Weise eine größere Summe Geld verloren, all seine Ersparnisse. Die jetzige Arbeit im Buchladen brachte ihm ein kleines Gehalt, doch gemessen an dieser Summe war es gering.

Er hatte etwas leichtfertig und doch nur aus gutem Herzen gehandelt. Der eigentlich Schuldige für diesen finanziellen Verlust war ihm bekannt, doch auch dieser Mann war in der Stadt nicht mehr auffindbar.

Es trieb Robert bald auf eine ungeduldige Suche und zunehmend in einen gefährlichen Zorn.

Wir waren, das sagte ich bereits mehrmals, sehr enge Freunde, und es war selbstverständlich, dass ich ihm zur Seite stand, was auch immer geschah. Das hieß auch: dass ich ihn schließlich vor sich selbst in Schutz nehmen musste.

X X X X

Nun aber wird es endlich Zeit, mit meiner Geschichte von Avalun zu beginnen.

Es ist nur eine der vielen Geschichten, die es von Avalun gibt. Und wie es viele vor dieser gab, werden gewiss auch noch viele andere folgen.

Jede Woche erzählte ich Corinna ein neues Stück und natürlich auch Benjamin, der immer dabei saß und bald

schon eifrig anfang, die Collagen und Bilder anzufertigen, die ich bereits erwähnte.

So hängt diese Geschichte für mich unzertrennlich mit diesen beiden zusammen. Und sooft meine Gedanken in diese nun schon ferne Vergangenheit und zu ihnen zurückkehren, klingt auch wieder die geheimnisvolle Musik von Avalun darin auf.

Musik? Ja, es war mehr als eine Geschichte aus Worten. Es war eine Geschichte der sehr lebendigen Bilder – und wie in diese Bilder hinein gewebt klang auch eine Musik. Sie konnte traurig und manchmal sogar schwermütig klingen, dann aber auch wieder überraschend heiter und leicht, in jedem Fall doch immer geheimnisvoll.

Sie begleitete mich durch den Tag. Und das so Traurige, Schmerzliche, das mir angekündigt war und das unaufhaltsam von Woche zu Woche näher rückte, konnte ich nur ertragen durch sie.

Und für immer werde ich wissen, dass eine Geschichte wärmen kann – einfach weil sie erzählt wird und weil sie die Türen aufstößt zu all den Antworten, zu denen wir nur die Fragen vergessen haben und an die sie uns wieder erinnert.

Von Rehz, dem Rosengärtler, und von Alder und seiner Sternschnuppenruine

Wer unter den Menschen nach Avalun fragt, wird erleben, dass sie oft nur den Namen kennen. Und wenn sie glauben, dass Avalun je existierte, dann sehen sie es in einer fernen Vergangenheit.

Das aber ist nicht richtig. Avalun existiert auch jetzt. Es ist ein Geheimnis, und nur wenige wissen davon. Und noch weniger haben es, auch wenn sie es wussten, besucht oder überhaupt den Versuch gemacht, dorthin aufzubrechen.

Meine Geschichte beginnt mit drei Freunden, die dies versuchten und sogar einen Weg dorthin fanden.

Der eine von ihnen hatte es bereits als Junge einige Male besucht und so klar gesehen, dass er nicht daran zweifeln konnte. Das klingt rätselhaft, und ich werde es in einem späteren Kapitel erklären.

Trotzdem hatte er es dann über viele Jahre vergessen. Und als die Erinnerung schließlich zurückkehrte, war sie bald von einer starken Sehnsucht begleitet. Sie nahm ihn so in Besitz, dass er alle Anstrengungen darauf wandte, diesen geheimnisvollen Ort wieder auffindig zu machen.

Avalun gibt es auch jetzt, in unserer Zeit, und wird es auch in ferner Zukunft noch geben.

Dass dies für viele ein Geheimnis ist, ist wiederum leicht zu erklären. Der Grund ist, dass Avalun für die meisten mit den bloßen Augen gar nicht sichtbar ist. - Viele werden jetzt sagen: Dann ist es möglicher Weise auch nicht real. Das wusste Rubin und wussten seine zwei Freunde, mit denen meine Geschichte beginnen wird, besser.

Wenn man darüber nachzudenken beginnt, wie viele Dinge nicht sichtbar sind und trotzdem real, dann hat man schnell eine ganze Seite vollgeschrieben.

Am Ende dieser Geschichte wird jeder verstehen, warum Avalun so geheimnisvoll und verborgen ist.

Was doch nicht heißt, dass es uns weiterhin fern und verschlossen bleiben muss.

x x x x

Als Rubin mich das erste Mal zu seinem Freund Rehz führte, traute ich kaum meinen Augen.

Es ging an Bürotürmen und glitzernden Kaufhausfasaden vorbei, über Fußgängerbrücken und durch den brüllenden Lärm dicht befahrener Kreuzungen in ein nahes Viertel qualmender Schornsteine und rußiger Fabrikgebäude - und eben dort hatte Rehz einen Rosengarten.

Es wäre eine Geschichte für sich, wie viele Kämpfe er deshalb hatte ausstehen müssen. Bankdirektoren, Gastronomen und Kaufhausbesitzer haben ihm hohe Preise für diesen Fleck Erde geboten, und auch der Stadtverwaltung war der Rosengarten ein Dorn im Au-



ge. Mindestens achtmal war Rehz wegen dieses Gartens in Prozesse verwickelt, doch jedes Mal blieb er zäh und immer hatte er den Prozess am Ende gewonnen.

Ist hier von einem Rosengarten die Rede, so darf man sich diesen nicht mit gleichförmigen, vielleicht etwas langweiligen Reihen von Rosenbeeten vorstellen. Es gab dort eine solche Fülle verschiedener Rosensorten, dass ich selbst gewiss nicht alle als solche erkannt hätte - einige glichen den dicht bewachsenen Blütenköpfen weißer Dahlien, andere hatten farbig gemusterte Blütenblätter wie Orchideen, es gab Zwerg-Rosen in der Größe von Stiefmütterchen, andere wuchsen an Holzstreben bis zu zwei Meter hinauf.

Zweifellos hatte die Lage des Gartens so nahe am Zentrum der Stadt ihre Nachteile.

Morgen für Morgen, wenn von den großen qualmenden Schornsteinen und ratternden Autokolonnen Wolken von Staub und Ruß eines ganzen Tages und einer Nacht sich auf dem Garten niedergelassen hatten, sah man Rehz einer aufwendigen Arbeit nachgehen:

Er ging von Rosen- zu Rosenstock, von Rosen- zu Rosenstrauch und mit einem großen Seidentuch staubte er sorgfältig Blüte für Blüte ab. Bei manchen Blüten hielt er sich länger auf, wendete sorgsam Blüten- um Blütenblatt und tupfte behutsam auch den Blütenkelch aus. So tat er es Tag für Tag, mit immer derselben Ausdauer und Hingabe.

Freilich gab es auch Tage, an denen die übergroßen Mengen von Ruß und Staub diese Arbeit so aufwendig machten, dass er sie nur in einem Teil des Gartens be-

wältigen konnte. Das geschah besonders bei ungünstigem Wind, der den Rauch der Schornsteine der nahen Fabrik direkt auf den Garten lenkte. Dann geriet Rehz mit seiner Arbeit manchmal in Verzug und konnte nur hoffen, dass bald wieder der Wind wechselte.

Oft wurde er gefragt, warum er über diesen Garten nicht einfach ein Glasdach baute.

Dann schwieg er. Doch es gab eine Antwort darauf.

Das Wunder einer Rose, so sagte er mir einmal, besteht aus ihrer Schönheit, doch es besteht auch aus ihrem Duft. Und für ihn selbst gab es eine wichtige Geschichte dazu.

Als Junge musste er seiner kranken Mutter oft Medikamente aus der Apotheke bringen, die Mutter war ernsthaft krank, keiner wusste, ob sie es überleben würde, so war dies für ihn eine sehr traurige Zeit. Auf seinem Weg zur Apotheke kam er immer an einem Rosengarten vorbei, dann blieb er eine Zeit lang stehen und atmete tief den Rosenduft ein. Er stellte sich vor, er würde so viel davon einatmen, dass er ihn zu Haus bei der Mutter wieder ausatmen könnte, und tatsächlich wurde die Mutter wieder gesund.

Ein Glashaus hätte die Rosen wohl weiter sichtbar bleiben lassen, wenn er auch hier bedenken musste, dass jedes Glas bei nassem Wetter leicht beschlug und dass er auch dieses Glas täglich hätte reinigen müssen. Doch die größte Einbuße war, dass niemand mehr den Rosenduft einatmen konnte. Auch wenn es nicht viele gab, die einen Moment anhielten, um an den Rosen zu

riechen, so war es doch für die wenigen, die dies taten, wert, den Rosengarten offen zu halten.

Ich nehme vorweg, dass es in diesem Garten noch ein besonderes Geheimnis gab: einen großen Kaktus, der fast genau in der Mitte seinen Platz hatte. Ich habe Rehz beobachtet, wie er auf einen einzigen Stachel genauso viel Zeit und Sorgfalt wandte wie sonst auf ein Rosenblatt.

Das alles hat eine Erklärung, die bald folgen soll.

Ein weiterer Freund von Rubin war Alder, der „Ruinenmann“, wie Rubin ihn ein paar Mal zu Beginn scherzhaft nannte.

Und das bedeutete nur, dass Alder am Rand der Stadt ein kleines Gartengrundstück bewohnte, auf dem er vor Jahren einmal zu bauen begonnen hatte. Dieser Bau allerdings war nie über ein solides, wohnliches Kellergeschoss und einige halbhohe Wohnzimmerwände hinaus gediehen.

Diese längere Baupause hatte verschiedenste Gründe, von denen Geldmangel nicht der gewichtigste war. Es hatte zu tun mit der Fülle der nach und nach entwickelten Baupläne, die alle von so unterschiedlicher, eigenwilliger Ausführung waren und jede dabei so reich an Einfällen, dass sich Alder letztlich für keinen entscheiden konnte.

Er ließ mich einmal einen kurzen Einblick in die Mappe seiner Entwürfe nehmen: Sie führten, so sah ich, durch alle bekannten Baustile früherer Kunstepochen, erprobten gotische Portalbögen, kleine griechische



lenreihen, russische Zwiebeltürme, schlichte doch eindrucksvolle Pyramidenformen; ein Entwurf glich einem Schiffsrumpf, ein anderer einem mehrstufigen Gewächshaus.

Es gab, so erklärte mir Alder, schließlich nur diese einzige Chance in seinem Leben, etwas nach seinen eigenen Plänen zu bauen – und diese Chance durfte er nicht leichtfertig verspielen, indem er einem beliebigen Einfall folgte. Es musste der große Wurf sein, in dem alle lange bedachten Einfälle ihren Platz hatten und sich dabei doch zu etwas Zusammenhängendem, Großem verbanden, das seine bezwingende Stimmigkeit hatte.

Ich sah, dass er mit diesem unfertigen Zustand seines Hauses eigentlich gar nicht unglücklich. Erlaubte es ihm doch, sich in seiner Fantasie alle schon gedachten Formen auszumalen und sogar noch immer neue hinzuzufügen. Zum Wohnen gab es die Kelleretage mit einer durchaus solide eingerichteten Küche und einem gekachelten Baderaum wie außerdem einem Lesezimmer mit Sesseln, Regalen und einem Tisch wie schließlich einem breiten Sofa, auf dem er beim Lesen sich rückwärts gleich in den Schlaf fallen lassen konnte. Und natürlich gab es elektrisches Licht und einen Heizofen.

Und wieder muss ich an dieser Stelle etwas hinzufügen, was ich erst bei einem meiner späteren Besuche erfuhr und das auf noch andere Weise erklärt, warum Alder sein Haus nicht zu Ende baute; am meisten widerstrebte es ihm, ein Dach darüber zu errichten.

Vor wenigen Jahren war das folgende geschehen: Als er sich in einer schon fortgeschrittenen Abendstunde eines Oktobertages seinem Haus näherte, sah er, wie sich vom fast schon dunklen Abendhimmel eine Sternschnuppe löste und genau in Richtung seines Hauses zur Erde niederging. Es war so präzise genau dieser Ort, dass er nicht zweifelte, diese Sternschnuppe sei genau in sein Haus gefallen und darin verglüht.

Wie hätte dies geschehen können, wenn ein Dach dieses Haus abgeschirmt hätte? Und war auszuschließen, dass es möglicher Weise ein zweites Mal geschah und die Sternschnuppe als ein funkelndes Stück Meteorstein auf dem Boden des Hauses liegen blieb?

Er hätte ein Wunder ganz besonderer Art verpasst. Das wollte er nicht riskieren.

Ich sagte, dass Rubin anfangs manchmal von Alder als „Ruinenmann“ sprach. Doch wenn er es ernst meinte, nannte er Alder „den Mann mit der „Sternschnuppen-Ruine“. Das klang schon etwas respektvoller.

Es war das Wort, auf das man sich nach und nach einigte. Und die „Sternschnuppen-Ruine“ wurde der Ort, an dem wir – Rubin, Rehz, Alder und ich – viele Abendstunden verbrachten, oft weit bis in die Nacht.

Saßen wir so zusammen, so begann bald immer eine Zeit des Erzählens – und die wichtigste dieser Erzählungen, die jeden von uns am meisten in Bann zog, handelte immer von jenem geheimnisvollen Ort, der den Namen Avalun trug.

Wir, Corinna, Benjamin und ich, hatten es uns wieder auf unserer Bank im Klinikgarten bequem gemacht. Vor uns schimmerte geheimnisvoll der Teich mit den Goldfischen und an seinen Rändern lag golden das Herbstlaub.

„Ist die Sternschnuppe ein richtiger Stern, der herunterfällt?“ fragte Corinna.

„Nur ein ganz winziger. Und keiner, der leuchtet mit einem eigenen Licht.“

Benjamin mischte sich ein. „Es gibt sehr viele davon. Man nennt sie Meteore. Sie kreisen um die Erde herum, ganz weit draußen im All. Und manchmal fliegt ein solcher Meteor direkt auf die Erde zu.“

„Warum sieht man sie dann am Himmel leuchten, wenn sie doch kein eigenes Licht haben?“ fragte Corinna.

Benjamin wusste wieder die Antwort: „Das ist der Moment, wo sie in der Atmosphäre verglühen. Nur in diesem letzten Moment leuchten sie plötzlich, es ist das einzige Mal.“

„Und dann – sind sie dann für immer verschwunden?“

„Völlig verschwunden. Für immer,“ sagte Benjamin.

Das konnte Corinna nicht ganz begreifen. Doch sie wollte noch etwas zum Rosengarten von Rehz erfahren.

„Haben die Rosen im Garten von Rehz auch im Winter geblüht?“

„Nein, im Winter – da schlafen die Rosen,“ sagte ich ihr. „Es gibt sie nur noch verborgen in ihren Rosenstöcken.“

Wenn dann der Frühling kommt, wachen sie auf.

Sie tun es ganz von selbst, jedes Jahr neu.“

„Hat Rehz seine Rosen auch manchmal verkauft?“

„Nein. Das hätte er niemals getan.

Doch manchmal hat er welche verschenkt.

Es war ihm nicht wichtig, Geld dafür zu haben.“

„Er hatte selber viel Geld?“

„Er hatte, was er brachte. Das war ihm genug.“

Sie kehrte noch einmal zu den Sternschnuppen zurück.

„Wird es einmal sein, dass alle Meteore verglüht sind und keiner mehr kommt?“

„Es sind so unendlich viele. Es werden immer wieder neue kommen.

Sie werden kommen, solange es die Erde gibt.“

„Und die Erde? Wird es auch die Erde noch lange geben?“

„Noch sehr sehr lange. Eigentlich ist sie schon uralt. Doch sie kann noch einmal doppelt so uralt werden.“

„Wird sie dann auch verglühen?“

„Nicht wie ein Meteor. Die Sonne sammelt sie wieder ein. Sie sammelt schließlich alle ihre Planeten ein.

Man könnte sagen: Sie macht sie wieder zu Sonnenlicht.“

„Werden wir dann dabei sein?“

„Nein, dann gibt es längst keine Menschen mehr.“

„Wo werden die Menschen dann sein?“

„Die Menschen? Das ist eine gute Frage.

Nein, ich weiß keine Antwort darauf.“

Sie hatte ihre kleine Hand in meine gelegt.

Ich legte wiederum meine darüber. Jetzt war es wie eine Höhle um ihre Hand, in der es warm war und die ihr dieses Stückchen Wärme geben sollte, das ihre eigene Hand nicht hatte.

Auch ihre linke Hand war kalt. Sie meinte nicht, dass sie fror. Es war der für sie gewohnte Zustand.

Ich griff ihre linke Hand nun ebenfalls und schloss sie zwischen meinen Händen ein.

Da begann sie plötzlich jenes bekannte Spiel zu spielen, in dem sich Hand mit Hand überlagert und die untere immer auf den Rücken der oberen springt, Benjamin mischte sich ein, mit der einen, dann auch mit der anderen Hand, wir bauten den kleinen Händeturm, aus dem sich immer eine der eingeschlossenen Hände befreite und den Sprung auf den Rücken der obersten machte, und wie üblich endete dieses Spiel in einem Chaoswirbel der Hände, in dem jede Hand nur noch ziellos auf die andere einschlug, in gespielter Heftigkeit, in der es doch nicht den leisesten Anflug von Zorn gab, nur Liebe, die immer noch einmal die Begegnung von Finger und Finger, von Haut und Wärme suchte.

Wir kehrten alle drei zur großen gläsernen Eingangstür der Klinik zurück.

Corinna drehte sich um, winkte dem Schwan und den Enten zu, wie sie es immer tat. Dann schluckte uns wieder das große Klinikgebäude, in dem es jedoch ein Zimmer gab, das längst eine vertraute Wärme ausstrahlte.

Von Rubin und Marianne

Immer wieder einmal, wenn wir zusammensaßen, sprach Rubin plötzlich von Marianne.

Marianne war einige Jahre älter als er und doch eine junge und hübsche Frau. Er hatte einige Jahre bei ihr gewohnt. Und in seiner Erinnerung waren es sehr glückliche Jahre gewesen. Er begriff erst später ganz, wie glücklich sie waren, und es hatte einzig an ihm gelegen, dass sie schließlich zu Ende gingen.

Wie war das geschehen? Darüber berichte ich gleich.

Doch vorher will ich von einem Mann sprechen, der Lutgar hieß und Rubins Cousin war. Die beiden kannten sich bereits seit Kinderjahren, und nun war etwas vorgefallen, das Rubin seit Wochen in Unruhe versetzte.

Dieser Cousin – Rubin nannte ihn gern auch Vetter – hatte viele Schulden, für die er monatlich auch noch hohe Zinsen zu zahlen hatte. Es lag in Rubins freundlicher Natur, immer zu helfen, wenn er dies konnte, und dem Cousin war leicht zu helfen, indem man ihm das Geld eine Zeit lang lieh, mit dem er seine Schulden begleichen konnte, denn damit fielen auch sofort alle Zinsen fort. Also hatte ihm Rubin diese Summe ausgeliehen, doch inzwischen brauchte er dieses Geld selbst zurück.

Lutgar versprach, es in Kürze zurückzuzahlen, doch als Rubin erneut danach fragte, erklärte ihm der Cousin am Telefon, es nicht mehr zu haben. Er sei überfallen

worden, gerade als er das Geld von der Bank geholt hatte, drei Männer, drei Rumänen, hätten ihn in der Bank beobachtet und sich dann auf der Straßen über ihn geworfen; sie verschwanden mit dem gesamten Geld.

Rubin fand schnell heraus, dass dies gelogen war. Und Lutgar fuhr immer noch einen Wagen der Luxusklasse, der allein all das Geld wert war, das er ihm schuldete. Außerdem war Rubin zu Ohren gekommen, dass Lutgar sich häufig nachts in Kasinos umhertrieb und um Geld spielte und meistens dabei verlor. Er fürchtete jetzt das Schlimmste: dass sein Cousin möglicherweise sein gesamtes Geld verspielt hatte.

Inzwischen hatte er einen Anwalt eingeschaltet, der verfügen sollte, dass Lutgar seinen Luxuswagen verkaufte, so dass er selbst wenigstens einen Teil seines Geldes zurückerhalten konnte. Lutgar allerdings war plötzlich nirgends mehr aufzufinden.

Rubin hatte diese größere Summe Geld, die er Lutgar lieh, selbst nur sparen können, weil es Marianne gegeben hatte. Und eigentlich war das ihm durch Lutgar entwendete Geld auch das Mariannes, wie er empfand.

Und damit komme ich wieder auf Marianne zu sprechen.

Ich sagte schon, dass es eine gute Zeit war, als er in ihrer Wohnung Quartier haben konnte.

Marianne kochte häufig für ihn, meistens am Abend, an den Wochenenden auch mittags. Sie wusch, nachdem sie gefragt und er sein Einverständnis erklärt hat-

te, seine Wäsche und auch ohne Nachfrage nähte sie verlorene Knöpfe an.

Rubin erzählte mir, dass sie einmal einen ganzen Vormittag lang durch alle großen Warenhäuser der Stadt lief, um die zwei genau passenden Knöpfe für einen Anzug zu finden, den er wegen dieser verlorenen Knöpfe seit Jahren nicht mehr getragen hatte.

Marianne hatte offenbar eine ganze Reihe wunderbarer Eigenschaften. Vor allem als Hausfrau und Köchin war sie unübertrefflich.

Auf ihren Küchenregalen standen Dutzende von kleinen Gewürzdöschen, mit denen sie in jede Mahlzeit immer wieder eine neue Geschmacksfarbe zauberte. Und wenn sie buk, dann erschuf sie wunderbare weißgepuderte Marzipanstollen.

Jedes von ihr gewaschene und geplättete Wäschestück wurde unter ihren Händen wie neu. Ein von ihr frisch bezogenes Bett glich einer weißen erhabenen Schneelandschaft und hatte einen Duft von wunderbarer Frische und Reinheit, so dass man sich eigentlich gar nicht hineinlegen wollte, um es nicht ungewollt im Schlaf zu verwüsten. Sie bügelte selbst seine Gürtel und Hosenträger, auch wenn sie sich mehrmals fast die Finger dabei verbrannte, und stopfte sie seine Strümpfe, so waren es diese Stopflöcher, die nun das Festeste und Unzerreißbarste am ganzen Strumpf waren.

Die Liste setzte sich fort. Die von ihr blank geputzten Pfannen glichen, über dem Waschbecken aufgehängt, einer Galerie glänzender Spiegel, und hatte sie die Fenster geputzt, so war nicht mehr klar zu bestimmen,

ob es im Rahmen überhaupt noch ein Glas gab oder ob man durch ein geöffnetes Fenster blickte.

Was noch zu erwähnen ist: Sie verlangte während all dieser Jahre, die Rubin mit ihr die Wohnung teilte, kein Geld. Rubin hätte eine kleinere Miete durchaus gut zahlen können. Doch sie winkte ab, sobald er es ins Gespräch brachte. Und das genau war die Summe, die er gespart und nun möglicher Weise für immer verloren hatte.

Es war eine glückliche Zeit.

Allerdings gab es auch Tage, an denen Rubin eine gewisse Verstimmung spürte. Es ging da um einige Dinge, die ihn doch störten und an denen sich offensichtlich nichts ändern ließ.

Marianne achtete stets auf größte Reinlichkeit in der Wohnung. Das bedeutete auch, dass jeder, der die Wohnung betrat, sofort im Flur seine Schuhe ausziehen und in einen kleinen Schrank stellen musste.

Im Waschbecken im Bad lag immer eine frische Seife bereit. Weder im Waschbecken noch in der Badewanne durften sich Ränder bilden, auch keine, die eigentlich fast unsichtbar waren. Und die Zahnbürsten mussten immer gereinigt in ihrem Becher stehen.

Während all ihrer häuslichen Tätigkeit trug Marianne ein Kopftuch, Rubin meinte, sie wolle ihre ersten grauen Haarsträhnen damit verstecken. Doch Marianne nannte einen anderen Grund, und dieser war sogar einleuchtend: Es sollte kein Haar in ein Becken oder einen der Töpfe und Schüsseln fallen. Allerdings – ihre Kopf-

tücher waren immer grau. Und beim Putzen trug sie stets eine Brille, damit ihr kein Fleckchen Schmutz entging, und diese Brille hatte ein dünnes billiges Drahtgestell.

Rubin erfuhr, warum sie auf so viel Reinlichkeit achtete. Es gab eine Reihe tückischer Keime, die im Staub eines Bücherregals versteckt sein konnten, schlichen sie sich in Mariannes Atemluft ein, so reagierte ihr Körper mit Atemnot oder sie lösten in ihr einen Husten aus, der über Tage und Nächte andauern konnte.

Im Frühjahr hielt sie die Fenster oft über Wochen verschlossen. Denn auch hier konnte es geschehen, dass eine kleine Wolke tückischer böser Keime sie überfiel, einfach durch einen Windzug in die Wohnung geweht. Diese Keime konnten leicht einen Ausschlag auslösen, der als eine deutliche Rötung auf ihren Armen und ihrem Hals erschien und ein unangenehmes Jucken erzeugte. Oder in ihrem Körper brach ein Schnupfen aus, der ihre Nase in einem Dauererguss unaufhörlich triefen ließ. Dann sah er sie in dicke Schals eingehüllt, mit wund geriebener Lippe und roten verquollenen Augen.

Er zog sich in sein Zimmer zurück, doch er hörte ihr schweres Schniefen und ständiges Naseschnäuzen und in seinen Ohren klang es wie ein heimliches Seufzen, das wiederum einen versteckten Ton der Anklage hatte. Dies natürlich war Unsinn, Marianne klagte niemanden an. Doch er wusste, dass ihr alles im Haus, das Kochen, Waschen und Putzen, und natürlich auch das Einkaufen jetzt doppelte Mühe bereitete.

Immer waren die Frühlingswochen die schwierigste Zeit, danach begann sie wieder zu lächeln. Auch der Sommer streute manchmal noch Keime aus, die kleinere Ausschläge und Allergien bei ihr auslösten. Doch Marianne war eine starke Frau, kleinere Allergien drückten sie nicht nieder, und nun saßen sie beide an den Wochenenden, doch manchmal auch nur zur Abendbrotzeit an einem gewöhnlichen Wochentag, wieder gesellig in der Küche zusammen.

Niemand konnte Marianne vorwerfen, dass ihr Körper auf manche Keime so heftig und sonderbar reagierte. Tatsächlich hatte sie bereits ein paar erste graue Haarsträhnen, und auch dies konnte ihr niemand vorwerfen.- Nur warum musste sie beim Putzen immer diese grauen Kopftücher tragen? und diese Brille mit dem billigen Drahtgestell?

Doch gar nicht zu begreifen war etwas anderes: Direkt neben der Kommode im Flur stand ein großer Kaktus. Er ragte bis über die Kommode hinaus, und er hatte gefährlich scharfe Stacheln, vor denen man sich bei jeder Bewegung im Flur besser in Acht nahm.

Marianne hatte ihn einmal aus einer Sperrmüllhalde auf die Straße gerettet, als sie ihn danach neu eintopfte und regelmäßig wässerte, dankte er es ihr, indem er noch einmal um das Doppelte wuchs. Damit hatte er endgültig ihr Herz erobert und nichts hätte sie bewegen können, ihn wieder aus dem Flur zu entfernen. Auch behauptete sie, dass ein Kaktus blühen könne. Es geschah selten und manchmal musste man Jahre vergeblich warten. Doch eben deshalb war eine Kaktusblü-

te etwas äußerst Kostbares und immer ein besonderes Geschenk.

Rubin glaubte dies nicht.

Dann kam der Tag, an dem Rubin einfach die Wohnung verließ.

Er hatte ein zweites Mal durch eine ungeschickte Bewegung im Flur den Kaktus umgestoßen. Als er ihn wieder aufrichtete, verletzte er sich an einem Stachel und sein Daumen blutete. Er hasste diesen Kaktus, seitdem er im Flur stand, und in Gedanken sah er sich manchmal mit einer Axt auf ihn einschlagen, die ihn in viele kleine Teile zerschnitt.

Auch hatte es wieder Streit gegeben um seine Schuhe, die er nicht gleich hinter der Wohnungstür ausgezogen und abgestellt hatte, und Rubin war sich doch sicher, dass seine Schuhe auch nach einem längeren Weg durch die Stadt vollkommen sauber waren.

Ein ganzes Jahr blieb er fort.

Dann zog es ihn doch in die Stadt und zur Wohnung Mariannes zurück.

Auf sein Klingeln öffnete niemand.

Er besaß noch den alten Schlüssel, er öffnete die Tür und er sah, die Wohnung war leer.

Nur die Flurgarderobe hing noch an ihrem Platz, und daneben stand auch der Kaktus.

Und nun, zu seinem größten Erstaunen, musste er sehen: Der Kaktus blüht.

Es war eine so farbige und prachtvolle Blüte, wie er sie selten gesehen hatte und am wenigsten bei einem Kaktus erwartet hätte.

Er wanderte noch einmal durch alle Zimmer.

Sie waren leer.

Marianne war aus der Wohnung verschwunden.

X X X X

„Der Kaktus, der im Rosengarten von Rehz gestanden hat – also war es dieser Kaktus von Marianne?“

„Ja, genau dieser.“

„Und deshalb hat Rehz ihn so sorgfältig abgestaubt?“

„Das hast du sehr gut verstanden.“

„Ist es wahr, dass ein Kaktus tatsächlich blühen kann?“

Oder war es nur dieser von Marianne?“

„Die meisten haben nur kleine, ganz winzige Blüten.

Aber von einigen weiß ich, sie können blühen: mit einer so großen, farbigen Blüte, wie dieser von Marianne sie hatte.“

„Und die Blüten duften auch gut?“

„Das kann ich dir leider nicht beantworten.

Ich habe noch niemals an einer gerochen.“

„Hat Rubin Marianne jemals gesagt, dass er ihre grauen Kopftücher und ihre Brille nicht mag?“

„Du meinst, er hätte es ihr sagen sollen?“

Sie nickte, sehr entschieden.

„Oder er hätte ihr selbst ein anderes Kopftuch kaufen sollen, ein buntes. Und auch eine andere Brille.“

„Ja – das wäre ein guter Einfall gewesen.“

Das Entenfüttern war abgeschlossen, alle Tüten verbraucht. Sie hatte sogar noch Stück für Stück ihrer eigenen Mandelschnecke geopfert, eine nach allen Seiten gerechte Aufteilung.

Und wieder war das Thema nicht abgeschlossen.

„Ist es immer ein Geheimnis, ob ein Kaktus blühen kann oder nicht -?“

„Mit Sicherheit kann man es niemals wissen. Wie man es wohl mit Sicherheit auch nie ausschließen sollte.“

„Du meinst - wie Rubin, der nicht daran glaubte?“

„Eben so meine ich das.“

Er hätte es keineswegs ausschließen sollen.“

Der Himmel von Avalun

Als wir das zweite Mal zur „Sternschnuppenruine“ von Alder aufbrachen, sagte mir Rubin noch etwas über den Rosengarten von Rehz. Für die eigentliche Schönheit dieses Gartens gäbe es noch ein Geheimnis, und dies hing eben mit seinem Standort dort inmitten in der Stadt und bei den rauchenden Fabrikschornsteinen zusammen.

Nur wenige sehen es. Doch sieht man genau, so bemerkt man einen ganz eigenen, unverkennbaren Glanz auf den Sträuchern und Blüten. Es ist der Glanz der Be-

hutsamkeit und unendlichen Fürsorge, die Rehz darauf wandte, wenn er sie Tag für Tag reinigte.

Es gibt Gesten, die heimlich leuchten, so sehr sie auch klein sind, und deshalb alles zum Leuchten bringen. Fast jedes einzelne Blatt, wenn man es erst einmal entdeckt hat, so schloss er es ab, hat einen kleinen Schimmer davon.

Doch nun befanden wir uns wieder vor der „Sternschnuppenruine“.

Es war ein noch milder Septemberabend, Alder hatte wie immer in einer Ecke seines Gemäuers zwei weiche Matratzen ausgelegt wie auch einen Stapel Decken, von dem jeder mit der einsetzenden nächtlichen Kälte Gebrauch machen konnte.

Minuten nach der Begrüßung saßen wir eine Weile schweigend zusammen, so taten die drei es immer, um die Blicke durch den abendlichen Himmel schweifen zu lassen, aus dem sich von Minute zu Minute immer neue matt oder auch schon hell blinkende Sterne lösten und manchmal auch eine sekundenschnell aufblitzende Sternschnuppe. Und nun waren auch einige Sternbilder, wie etwa der Große Wagen, deutlich erkennbar.

Aus den angrenzenden Gärten strömte der Duft von den noch nicht geernteten Äpfeln, Birnen, Pflaumen und Mirabellen, der Duft der letzten Herbstblumen, es dufteten das Herbstlaub und die Herbstgräser, und über allem lag eine summende leise Musik, die sich mit der viel fernerer noch leiseren des herbstlichen

Abendhimmels mischte. Und endlich konnte beginnen, wozu sich die drei hier getroffen hatten.

Ich habe bereits erwähnt, dass sie mehrmals gemeinsam Reisen über ferne Kontinente und Weltmeere unternommen hatten. Und ich sagte auch schon, dass das eigentliche Ziel das geheimnisvolle Land Avalun war. Es war ihnen bisher nicht gelungen, eine feste Route ausfindig zu machen, auf der sie Avalun schließlich immer sicher erreichen konnten. Manchmal hatten sie nur die Küste oder eine der davor liegenden Inseln erblickt, und es konnte geschehen, dass Avalun plötzlich wieder verschwunden war. Jeder Aufbruch bedeutete so ein neues Abenteuer, und es konnte auch Gefahren mit sich bringen, von denen noch zu erzählen ist.

Von all diesen Reisen erfuhr ich in Alders „Sternschnuppenruine“, und ich werde Stück für Stück in den folgenden Kapiteln darüber berichten.

Häufig doch begann ein solcher Abend in Alders „Sternschnuppenruine“ zunächst mit ein oder zwei anderen Geschichten. Alle drei waren gute Geschichtenerzähler, Alder mischte immer auch ein bisschen Philosophie hinein, Rehz hatte die meisten fantastischen Einfälle, bei Rubin geschah in jedem Fall etwas Dramatisches.

Zwei dieser Geschichten will ich hier vorstellen. Die eine handelte von einem Waffenmuseum.

In diesem Waffenmuseum wollte man alle Waffen ausstellen, die im Verlauf aller Kriege der vergangenen Jahrhunderte zum Einsatz gekommen waren: Schwer-

ter, Lanzen, Degen und Dolche, Kettenhemden, Helme und Schilde, Gewehre, Bajonette, Kanonen, Sprengfallen, Flagggeschütze, Panzer, Bomben, Raketen und Jagdbomber. Nur für Kanonen- und Kriegsschiffe war in diesem Museum nicht Platz genug. Man legte den Waffen Urkunden bei und listete die geschlagenen Schlachten auf. So sollte alles endlich die verdiente Würdigung finden.

Das Waffenmuseum war als ein Gebäude von imponierender Größe geplant, es sollte elf Stockwerke haben und so das größte dieser Art werden, das jemals gebaut worden war. Doch als das elfte Stockwerk fast fertig war, geschah das Unfassbare: der unterste Stock sackte ab, er versank und verschwand einfach im Boden. Man überlegte, die Erde darum abzutragen und ihn so wieder freizulegen. Doch dann hätte das Gebäude an imponierender Größe eingebüßt, und es schien die bessere Lösung, ein weiteres Stockwerk zu bauen.

Dieses war endlich fertig – und da geschah es erneut: Der unterste Stock sackte ab und verschwand im Boden. Die Ursache war nicht zu finden. Und wieder entschloss man sich, ein neues Stockwerk hinzuzufügen.

Dies tat man über drei Jahre hinweg.

Immer wieder sackte das unterste Stockwerk fort, das Gebäude ragte inzwischen siebzehn Stock in die Tiefe, und so fasste man den Entschluss, auf den elften Stock zu verzichten und es bei zehn zu belassen.

Man hoffte, das Gebäude käme so endlich zur Ruhe, doch man täuschte sich: Woche für Woche versank aufs Neue ein Stock im Boden, und auch als der oberste

Stock zu ebener Erde lag, fand dies kein Ende. Man blickte schließlich nur noch in ein gewaltiges Loch, das die doppelte Tiefe des einmal geplanten elfstöckigen Gebäudes hatte.

Jetzt wollte man doch den Grund erfahren. Eine Gruppe mutiger Männer seilte sich ab, sie schlugen ein Loch in das Dach und stiegen Stockwerk für Stockwerk die Treppen hinab. Da entdeckten sie etwas ganz Unerwartetes: den Krater eines erloschenen Vulkans. Über dem Kraterloch hatte sich eine dicke, doch nur poröse Lavadecke gebildet, das Gebäude drückte sie unaufhaltsam zurück in das Kraterloch und dieses konnte noch hunderte Meter tief sein.

Vielleicht aber hatte es so an diesem Platz auch sein Gutes: weil es nun den Krater verstopfte und der Vulkan, sollte er je noch einmal ausbrechen, nur das Gebäude verschlingen und alles Gestein und alle Waffen einschmelzen würde.

Man baute schließlich einen Fahrstuhl in die Tiefe. Die Fahrt zum Museum mit diesem Fahrstuhl dauerte länger als eine Stunde. Man hoffte, es wäre eine neue Attraktion für die Stadt, die viele Touristen anlockte. Doch es blieben so wenige, dass man nach Jahren begann, das riesige Loch einfach zuzuschütten. So war das Museum und waren all seine Waffen für immer vergraben. Und das hatte diesmal gewiss sein Gutes: Sie konnten nun keinen Schaden mehr anrichten.

Eine andere Geschichte war die vom „Lichtloch im Himmel“.

Zunächst hatten es nur die Astronomen mit ihren Fernrohren entdeckt, dann war es auch von der Straße aus und für jedermann mit dem bloßen Auge zu erkennen und man sah es am besten bei Tag. Es unterschied sich deutlich vom Blau des Himmels, und natürlich handelte es sich nicht um eine etwas ungewöhnliche Wolkenformation. Es war ein in den Himmel hineinreichender Schacht.

Keiner fand eine Erklärung dafür. Doch sicher war, dass es von Tag zu Tag wuchs. Immer häufiger sah man die Leute in kleinen oder auch größeren Gruppen zusammenstehen, die Fernrohre auf die so auffällige Stelle am Himmel gerichtet, und mit einander diskutieren.

Viele meinten, seltsame Dinge in diesem Lichtloch beobachtet zu haben. Einige hatten, so glaubten sie, ein riesiges Auge gesehen, andere ein ganzes Gesicht, wieder andere viele Gesichter, freundliche wie auch bedrohliche, die ständig die Form wechselten. Einige waren sich sicher, das Lichtloch müsse die Öffnung zu einem ganz anderen noch unbekanntem Universum sein.

Was es auch wahr – das Loch im Himmel nahm zu und schien täglich näher zu rücken, und in gleichem Maß nahm die Unruhe der Menschen zu. Besonders einige Kirchen und Prediger sahen das von ihnen bereits vorausgesagte Ende der Welt gekommen, und sie forderten die Menschen auf, viel zu beten und sich zum Weg in den Himmel vorzubereiten. Sie wussten auch, warum dies geschehen musste: Denn die Menschen

waren in einen sündigen Unglauben gefallen und nun nahte unaufhaltsam das Strafgericht.

Die Unruhe und Sorge der Menschen wuchs von Tag zu Tag. Und wirklich sollte bald darauf etwas sehr Ungewöhnliches geschehen.

Als sich endlich mit den Fernrohren erfassen ließ, was sich durch dieses Loch im Himmel der Erde näherte, offenbarte es sich als eine eigene Milchstraße – jedoch in so kleinem Maßstab, wie man es noch nie beobachtet hatte. Diese Milchstraße war nicht größer als die Stadt, in der die Menschen sie täglich näher kommen sahen. Wie jede Milchstraße bestand sie aus Milliarden von Sonnen, manche von nochmals viel winzigeren Planeten umkreist.

Für die Astronomen bedeutete dies eine Sensation. Denn von der Existenz solcher Mini-Milchstraßen war ihnen bisher nichts bekannt – was leicht zu erklären ist: Waren schon die riesigen Milchstraßen nur mit großen Teleskopen ausfindig zu machen, so waren diese kleinen einfach zu klein, um sie fern im All zu entdecken.

Was nun geschah?

Alle winzigen Sonnen, die meisten winziger als ein Stecknagelkopf, die größten nicht größer als eine Perle, gingen wie ein funkelnder Lichtregen auf die Dächer, die Gärten und Straßen nieder. Die Leute verfolgten dieses fantastische Schauspiel lieber hinter ihren sicheren Fenstern. Sie sahen die zahllosen Sonnen überall weiterfunkeln, mit der beginnenden Nacht bot sich ihnen das Bild eines riesigen magischen Perlenteppichs.

Und wieder geschah etwas Unerwartetes.

Dies aber kann an dieser Stelle noch nicht erzählt werden.

Denn es handelt sich um eine Geschichte, die in der Zukunft spielt – einer Zukunft, die allerdings schon sehr nah ist und die die meisten von uns noch erleben werden.

Eine dritte Geschichte will ich nur andeuten.

Sie handelte von „Abos“, dem „Gott der Stadt“. Ein berühmter Maler, so sagte mir Rehz, hatte ihn einmal gemalt: Wie er in den Morgenstunden über den Dächern der Stadt schwebte, traurig und segnend, er war alt geworden und halb erblindet, manchmal leitete er ein Unwetter an der Stadt vorbei oder löste sanfte ein Verkehrschaos auf.

Er war voll Anteilnahme und Mitleid für die menschlichen Stadtbewohner, doch seine Augen und auch seine Ohren täuschten ihn oft, und so verursachte er ebenso häufig ein Straßenchaos oder zog eine Regenwolke über die Stadt.

x x x x

Doch nun wird es endlich Zeit, von Avalun selbst zu berichten.

Alle Avalun-Reisenden – und wenn man danach zu fragen beginnt, so gibt es doch einige – schildern sehr vieles gleich, wie sie doch manche Einzelheiten auch sehr unterschiedlich darstellen. Das hat einen Grund, der sich wiederum leicht erklären lässt. Und überhaupt



muss an dieser Stelle betont werden, dass manches auf Avalun so andersartig und fremd ist, dass sich alle Beschreibungen in unserer gewöhnlichen menschlichen Sprache ihm nur annähern können.

Avalun ist aus der Ferne gesehen und von der Morgensonne an seinen Küsten beschienen, zunächst wie ein vielfarbig schimmernder Kristall, an einigen Steilwänden und Riffen funkelnd rot, die ins tiefblaue Meer ragenden Felsen leuchten wie blauer Aquamarin.

Keiner der vielen Kristalle und selbst jede Art von Gestein, ist ganz und gar leblos. Dies zeigt sich schon an den Küstenbasalten und Küstenquarzen, die bedächtig vor sich hin wachsen; wie Bäume legen sie Jahr für Jahr Ringe an und haben auch eine zugemessene Lebenszeit, nach der sie zu feinem, silbrigem Staub zerfallen, um neuen Basalten und Quarzen Platz zu machen.

Eine andere Art von Lebendigkeit zeigen auch alle Gewächse, Bäume, Sträucher und Blumen, besonders dann wenn sie blühen und tatsächlich etwas wie lebendige Blüten besitzen. Und es ist als hätten sie Augen, mit denen sie einen heimlich beobachten, wenn man vorübergeht, es zeigt sich manchmal auch an einem Sich-Weiten und Wieder-Schließen der Blütenblätter. Und tatsächlich gibt es Blüten, die sich wie Schmetterlinge erheben können, in unbeschreiblichen Farben glitzernd flattern sie durch die Luft und lassen sich dann auf der anderen Blume nieder, von der eine andere Blüte sich eben abgelöst hat zum gleichen Flug durch die Luft.

Es gibt ein Tal der „sprechenden Bäume“. Sie flüstern nicht nur, sie rauschen nicht nur im Wind. Sie tauschen Laute aus, die allein aus ihnen selbst kommen, allerdings in einer höchst fremdartigen Sprache. Und es gibt Bäume, die in der nächtlichen Dunkelheit wandern. Sucht man sie mit dem anbrechenden Morgen, so haben sie ihren Platz gewechselt und stehen doch wieder mit ihren Wurzeln fest verankert im Boden.

Doch das wichtigste an den Bäumen auf Avalun ist, dass viele herrlich duftende, unvergleichbare Früchte haben. Man kann einen ganzen Tag lang davon essen, und auch wenn man satt wird, so wird man doch niemals so satt, dass man keine weitere Frucht mehr essen kann.

Es ist noch nichts zu den Tieren gesagt worden. Viele sind wie lebende Erinnerungen an eine ferne Vorzeit der Erde - und doch wieder auch ganz anders. Man sieht riesige Büffel mit smaragdnen Rückenpanzern, unter denen sie mit gemessenen Schritten wie würdige Schildkröten ihre Wege abwandern; Löwen mit gewaltigen Mähnen, hinter denen sich ebenso mächtige Flügel verbergen; Einhörner, die oft auf die steilen Küstenriffs klettern und dort Freundschaften mit hunderten von Vögeln pflegen, die sich auf ihrem Rücken niederlassen und singen.

Einige Gruppen von zarten, wie durchscheinenden Fischen sind gleichzeitig Vögel, in ganzen Schwärmen erheben sie sich mit einem Mal aus dem Meer und umkreisen fliegend die Küsten, es ist dann, als schwebten

schimmernde Jadesteine, Saphire und Quarze im Himmel.

Dies sind Einzelheiten, die manchmal unterschiedlich beschrieben werden und denen die Reisenden unterschiedliche Wichtigkeit beimessen. In einem Punkt doch sind all diese Beschreibungen gleich: wenn die Reisenden, die wirklich dorthin gelangten, den Himmel von Avalun schildern – einen Himmel von einem nie gesehenen Blau.

Jeder Himmel verglichen mit dem über Avalun, sagte mir Rubin einmal, ist nichts als eine staubig-blaue Kulisse. Viele hätten an diesem Phänomen oft gerätselt, vor allem auch daran, dass in diesem Himmel die Sonne nie blendet, und manche glaubten sogar, dass es auf Avalun eine andere Sonne gibt. „Stell dir vor, dass du Wochen gedurstet hast und plötzlich wieder zu trinken bekommst - so oder ähnlich ist es für deine Augen, wenn sie den Himmel über Avalun sehen.“

Ich kündigte an, noch etwas zu den abweichenden Schilderungen zu sagen. Die Antwort ist einfach und doch wieder schwerwiegend.

Viele, die meinen, Avalun gesehen oder sogar betreten zu haben, sind dort in Wahrheit nie angelangt.

Im Umkreis gibt es eine Reihe kleinerer und mittelgroßer Inseln, die bereits manche Eigenschaften von Avalun haben. Und doch sind sie nicht Avalun selbst und strahlen auch nicht denselben Zauber aus.

Es gibt sogar Inseln, deren Zauber eher ein dunkler ist, wie man manchmal sehr rasch, manchmal auch erst nach Tagen merkt.



Doch auch diese Inseln, auf denen es manchmal sogar lebendige Vulkane gibt, erfüllen ihren Zweck: als Schutz. Nicht jeder ist befugt, Avalun zu betreten, auch wenn er ihm schon sehr nahe gekommen ist.

Dann lockt ihn der falsche Zauber jener vorgelagerten Inseln und hält ihn fest.

Auch Rubin und seinen zwei Freunden ist es mehrmals passiert, dass sie sich auf solch eine Insel verirren.

Sie kennen diese Orte inzwischen genau. Sie haben ihre eigenen Namen.

Davon wird noch zu berichten sein.

Für den erfahrenen Avalun-Reisenden verlieren sie jede Macht. Nichts mehr könnte sie auf eine dieser Inseln locken.

Auch Rubin weiß, dass er seine höchste Wachsamkeit darauf richten muss, sich auf keine dieser Gefahren mehr einzulassen.

Und es gibt, so vertraute er mir an, für ihn selbst noch eine wichtige Arbeit zu vollenden, ehe er ein weiteres Mal nach Avalun aufbrechen wird. Das plant er fest.

Von welcher Arbeit er sprach, das wusste ich damals noch nicht. Doch ich erfuhr es bald.

x x x x

Corinnas Hand lag wieder in meiner.

Viele Fragen waren für sie noch offen.

„Die Löwen, die hinter ihrer Mähne die großen Flügel haben, können sie ebenfalls fliegen?“

„Da muss ich noch einmal bei Rubin nachfragen. – Doch wenn sie Flügel haben, muss es auch irgendwie nützlich sein. Ich glaube schon, dass sie fliegen können.“

„Wenn die Blüten wie Schmetterlinge durch die Luft fliegen und wieder auf einer Blume landen wollen, streiten sie sich dann manchmal um denselben Platz?“

„Nein, auf Avalun gibt es keinen Streit. Immer findet sich schnell eine andere Blume und ein anderer Platz. Niemand würde streiten deshalb.“

„Und die Bäume können tatsächlich wandern und ihren Platz wechseln? - Sind ihre Wurzeln die Füße, mit denen sie laufen? Und es geschieht immer nur nachts?“

Benjamin kannte bereits eine Geschichte, in der die Bäume wanderten: Sie hatten genug von all dem Ruß und Staub, den die Stadt Tag für Tag über sie ausschüttete; so zogen sie eines Nachts ihre Wurzeln aus dem Boden und brachen heimlich auf, die Menschen merkten es erst mit dem nächsten Morgen, doch da waren die Bäume schon weit gewandert, und sie kehrten nicht mehr zurück.

Es gab diese wandernden Bäume nicht nur in Avalun.

Doch jetzt fragte Benjamin: „Gibt es auf Avalun immer nur Früchte zu essen?“

„Diese Früchte sollen wunderbar schmecken.

Doch du meinst -?

Wenn du doch einmal etwas anderes essen willst?“

Corinna mischte sich ein: „Gibt es auch Milchreis mit Zimt und Zucker?“

Jetzt fragte auch Benjamin: „Gibt es auch Bratkartoffeln und Spiegelei?“

Und wieder Corinna: „Gibt es auch Süßigkeiten? gibt es auch Schokolade und Marzipan?“

Wieder wollte ich antworten, dass ich Rubin dazu befragen musste.

Doch ich wusste die Antwort selbst:

Natürlich gab es auf Avalun all diese Dinge auch.

Ohne Bratkartoffeln und Spiegelei wäre Avalun nicht vollkommen.

Doch Avalun ist vollkommen.

Schon deshalb muss es auch all diese anderen Dinge dort geben.

x x x x

Am folgenden Nachmittag geschah etwas Seltsames.

Wir hatten den Gartenteich mehrfach umrundet und kehrten zu unserer Bank zurück. Und plötzlich sah ich -: Corinna war neben mir eingeschlafen.

Schliefe sie nur?

Einen Moment lang war ich erschrocken.

Doch ich hörte ihre friedlichen Atemzüge.

Warum schlief sie? Ich wusste es nicht.

Ich hatte eine kleinere zuvor begonnene Geschichte beendet. Und dann mit einer neuen begonnen: der Geschichte „Vom grauen Vetter“.

Corinnas Kopf lehnte friedlich schlafend an meiner Schulter. Ihr Herz schlug leise – so leise und regelmäßig wie immer.

Doch ich sah: Benjamin hatte mit großer Anspannung zu lauschen begonnen.

Ich konnte ihn nicht enttäuschen und die Geschichte nun einfach abbrechen.

Vielleicht war es gut, dass Corinna schlief.

Denn hätte sie jetzt gleichfalls gelauscht – ich hätte diese Geschichte verkürzt und nicht in all den Einzelheiten erzählt, wie sie wirklich geschehen war.

Benjamin hatte schon selbst viel gelesen. Vor allem in seinen Abenteuerbüchern gab es oft zwielichtige und manchmal auch gefährliche dunkle Gestalten, und ihm war klar, dass es solche Gestalten auch in der Welt gab.

Der graue Vetter

Lutgar, Rubins Vetter, war grau. Schon als Mann in mittleren Jahren hatte er graue Haare, seine Gesichtshaut war grau und auch die grau-grünen Augen starrten manchmal aus grauen Augenhöhlen, als wären sie einzig grau.

Lutgar riss als Junge gefangenen Fliegen und Käfern die Flügel aus, er schoss mit seinem Luftgewehr Vögel von den Bäumen, er riss fünf Beine aus dem Bauch einer Spinne und ließ sie weiterlaufen mit dreien.

Lange Zeit glaubte Rubin, Lutgar verwandeln zu können. Doch eine ganze Jungenclique in seinem Wohnbezirk hing ihm an. Er spielte für sie die Heldenrolle. Diese Rolle ließ er sich von niemandem wegnehmen und er selbst bestimmte die Spielregeln. Rubins Worte waren in seinen Ohren nichts als leeres Geschwätz.

Rubin musste mit den Jahren erkennen, dass es tief in Lutgars Seele offenbar etwas gab, das einem beißwütigen, gefräßigen Hund ähnelte. Dieser Hund lag sprungbereit ständig in lauernder Anspannung, unberechenbar stürzte er plötzlich hervor und suchte sich Opfer.

Er jaulte in Lust, wenn er den Schrecken auf den Gesichtern seiner Opfer erkannte. Er jaulte in Lust auch noch dann, wenn er Schmerzen und Blut sah.

Es war ein kalter Wintertag.

Rubin war mit seinem zwei Jahre jüngeren Bruder am zugefrorenen See unterwegs. Das Rodeln von den schneebedeckten holprigen Hügeln, immer zu zweit auf dem Schlitten, war jedes Mal erneut eine wild schlingende Fahrt und der kleinere Bruder jauchzte dabei. Den See doch mieden sie besser. Die Eltern hatten sie gewarnt: Die Decke war erst zwei Tage alt und nicht an allen Stellen wirklich gefroren.

Jetzt saßen sie erschöpft und glücklich am Ufer, Schulter an Schulter, sie froren nicht, selbst die Finger, die in den Schnee griffen, spürten die Kälte nicht - und überhaupt: der andere, der Bruder, war ja ganz nah.

Lutgar näherte sich, dicht hinter ihm die Clique. Rubin hätte sich nicht umdrehen müssen, das Gejohle war

wie das Geräusch eines bösen Insekts, das er unter hundert anderen heraus erkannt hätte.

Ein kleiner Moment der Stille, ein Flüstern. Dann hatte die Clique die Brüder im Halbkreis umstellt.

Einen Meter entfernt von den Brüdern stand ihr Schlitten. Rubin hätte ihn jetzt rasch mit der Hand greifen und festhalten sollen. Doch da sauste er schon, durch einen Tritt Lutgars in Fahrt versetzt, aufs Eis, es folgte das heftige Lachen der Clique.

Rubins Bruder stand auf, die lange Schnur lag nur wenige Meter entfernt, ein paar Schritte - und dann war sie zu greifen, er trat auf das Eis. Wieder ein Flüstern. Jetzt flogen eilig gebackener Schneebälle in Richtung des Schlittens, manche wie harte Geschosse. Einige trafen. Der Schlitten bewegte sich drei Meter weiter aufs Eis hinaus.

Der kleinere Bruder hatte seinen Weg aufs Eis begonnen. Er sah wieder die Schnur, und wieder lag sie nur wenige Meter entfernt.

Rubin rief: Er solle nicht weiter gehen.

Da knackte es schon.

Es knackte erneut, und in nur einer Sekunde war der kleine Bruder im Eis verschwunden.

Er tauchte noch einmal auf. Die nassen Haare hingen ihm schwarz und wirr ins Gesicht. Er suchte Halt an den aufgebrochenen Eisrändern. Doch sie brachen nur jedes Mal weiter fort.

Jetzt war er erneut verschwunden.

Rubin sprang auf. Er sprang auf die Eisfläche, die mit jedem weiteren Schritt auf den versunkenen Bruder zu

unter den Füßen zersplitterte. Es war gleichgültig. Er musste den Bruder retten.

Dann war auch er ganz eingebrochen.

Es war, als griffe ihn eine tödlich kalte eiserne Faust. Sie zog ihn unaufhaltsam ins Tiefe, wo es nur Schwärze gab und alle Wärme und alles Leben erloschen waren.

Er erwachte in einem weißen Bett.

Drei Ärzte umstanden ihn und testeten seine Reaktionen.

Sie testeten lange und jedes Mal nickten sie.

Die Rettungsmannschaft war noch eben rechtzeitig zur Stelle gewesen. Als sie ihn aus der Tiefe fischten, schlug kein Puls mehr in seinem Körper und auch das Atmen hatte ganz ausgesetzt.

Er fragte nach seinem Bruder.

Man tauschte Blicke.

Keiner war zu einer Antwort bereit.

Am nächsten Morgen fragte er wieder.

Man sagte ihm, er solle jetzt nur an sich denken, und er brauche viel Schlaf.

Es war der Moment, in dem Rubin begriff. Alles krümmte sich unter einem stummen Schrei in ihm zusammen, es war, als griffe noch einmal die tödlich kalte eiserne Faust nach ihm.

Dann geschah etwas Wunderbares.

Er fiel tatsächlich in Schlaf.

Und als er erwachte, wusste er, was mit ihm geschehen war, als er wie tot im gefrorenen See lag.

Er hatte Avalun gesehen.



Er war Avalun so nah gewesen, dass er die Bäume greifen und die Blumen riechen konnte.

Das zweite Mal schwebte er wie ein Vogel darüber.

Doch wenn sein Auge sich einem Gegenstand zuwandte, einer Muschel oder einem Kristall, dann war es auch wieder ganz nah.

Um alles lag eine Farbe oder vielleicht auch ein Klang von unendlichem Frieden.

Er sah noch vieles. Aber er würde es keinem beschreiben können, wie er es sah.

Er selbst doch würde nie wieder zweifeln, dass es Avalun gab.

Lutgar blieb sechs Jahre aus seinem Leben verschwunden.

Der Tritt gegen den Schlitten bedeutete für ihn die Einweisung in ein Kinderheim, dann eine Jugendanstalt.

Auch der kleinere Bruder blieb aus Rubins Leben verschwunden.

Er zeigte sich Rubin nur in seinen Träumen. Dies aber geschah in den ersten Jahren oft.

Wie Rubin schien er zu wachsen und größer zu werden.

Und sprach er, dann hatte er manchmal auch einen ungewöhnlichen Ernst auf seinem Gesicht.

Dieser wechselte aber immer schnell zurück in die bekannte Fröhlichkeit, in ein Lächeln oder sogar ein Lachen.

Es ging ihm gut.

Wenn sie einander etwas sagten, dann war es, als säßen sie wie zuletzt im warmen Schnee dicht beieinander. Sie sagten sich einfache Dinge.

Nie fiel der Name Avalun.

Es wäre nicht nötig gewesen.

Beide wussten sie, dass es Avalun war, wo sich jetzt der jüngere Bruder befand.

Sechs Jahre waren vergangen und Lutgar tauchte wieder in Rubins Leben auf.

Zunächst nur flüchtig, einmal oder zweimal im Jahr.

Er war sein Vetter, der Sohn seines Onkels, eines in der Familie respektierten Dachdeckers, und es gab Familienfeiern, bei denen man sich nicht ausweichen konnte.

Und schließlich, so ermahnte man ihn, müsse man jedem Sünder einmal die Hand zur Versöhnung reichen.

Nein, Lutgar hatte den kleinen Bruder nicht umbringen wollen.

Es war nur ein dummer Jungenscherz und er hätte nie geglaubt, dass der Kleine wegen des Schlittens auf das brüchige Eis gehen würde.

Rubin reichte ihm schließlich zur Versöhnung die Hand.

Doch sonst mied er ihn.

Lutgar war ein junger Mann, man sah ihn in gut sitzenden Anzügen, und traf er Bekannte, so grüßte er freundlich und zeigte gute Manieren.

Man hörte von keinem, dass er sich über ihn beschwerte.

Lutgar schien tatsächlich verwandelt.

Er schloss mit guten Noten seine Lehre als Bankkaufmann ab. Er saß gut gescheitelt und höflich lächelnd an seinem Bankschalter und sein Verhalten gegenüber den Bankkunden war untadelig.

Bis die graue Farbe von ihm Besitz ergriff.

Dies geschah wie über Nacht.

Lutgar liebte das Geld.

Er liebte es als Bankkaufmann, der er war und als Anlageberater. Er liebte es vor allem, wenn es sich in seinen eigenen Händen vermehrte.

Er liebte es so sehr, dass er nachts in die Spielkasinos aufbrach und es dort zu vermehren versuchte.

Das oft verspielte und verlorene Geld zwang ihn, die Spielkasinos aufs Neue aufzusuchen. Jeder Pechsträhne, so wusste er, musste auch wieder eine Glücksträhne folgen. Und oft war er dieser Glückssträhne ganz nah. Er gewann all sein verlorenes Geld zurück. Und setzte es wieder ein. Und verlor es erneut.

Rubin wusste von alledem nichts.

Wie auch sonst keiner es wusste. Es war wie ein Schatten, der sich fest und dauerhaft an Lutgar geheftet hatte

und den er doch geschickt vor allen verbarg.

Er täuschte und trickste zunächst nur im Kleinen.

Er schwatzte alten arglosen Bankkunden faule Wertpapiere auf.

Als er trotzdem weiter in Schulden versank, erfand er ein Geldsystem, in dem sich das Geld auf wunderbare

Art wie von selbst vermehrte. Er musste den Leuten nur hohe Kredite versprechen und sie mit einem glatten Lächeln von seiner Könnerschaft in Geldangelegenheiten überzeugen. Sie zahlten gern, einige von derselben Gier nach Geld getrieben, die auch seine war, und keiner schöpfte Verdacht, er würde sein Geld niemals wieder sehen.

Der beißwütige gefräßige Hund in ihm war wieder erwacht, er hatte nur schlafen gelegen.

Auch Rubin hatte ihm, seit Jahren wieder mit ihm versöhnt, ahnungslos eine größere Summe Geld überlassen, die ihm aus einer nur vorübergehenden finanziellen Klemme helfen sollte, wie Lutgar beteuerte.

Ein Vorgang rüttelte Rubin schließlich wach. Der graue Vetter hatte ein älteres Ehepaar, solide und fleißige Geschäftsleute, in den Ruin getrieben und um alles Ersparte gebracht, so dass die beiden nicht länger leben wollten. Rubin erfuhr es von den zwei Kindern des Ehepaares, mit denen er eng befreundet war.

Lutgar kam vor den Richter, doch hatte er einen schlaunen Anwalt zur Seite, verbogen und verlogen wie er selbst. Man konnte ihm die mutwillige Täuschung schließlich nicht nachweisen.

Gegenüber allen Leuten, denen er Geld schuldete, beteuerte er inzwischen, selbst alles Geld verloren zu haben, da er seinerseits durch einen anderen betrogen worden war. Und darüber hinaus erzählte er jedem erneut die Geschichte, dass man ihn auf der Straße vor der Bank ausgeraubt hatte.

Er erklärte vor Gericht, dass er zahlungsunfähig sei und willigte in den Konkurs ein, was bedeutete, dass er für eine Zeit von sechs Jahren bescheiden und ohne jeden Pomp leben musste und nach dieser Frist all seine Schulden los sein würde.

Doch weiterhin fuhr er seinen Luxuswagen und auch sonst lebte er gut.

Rubin versuchte ihn zur Rede zu stellen, vergeblich.

Es ballte sich in ihm das Unwetter eines maßlosen Zorns zusammen.

Vor allem gab es da diese zwei engen Freunde, deren Eltern Lutgar um alles beraubt hatte. Diese Freunde belogen ihn nicht. Lutgar hatte kalt und gewissenlos kalkuliert, getrickst und getäuscht.

Rubin litt nicht nur für sich. Er litt auch für sie. Und das in ihm brodelnde Unwetter sagte, dass jemand Lutgar in den Weg treten und ihm endgültig Halt gebieten musste.

Wenn kein anderer dies tat, so war er selbst dazu auserwählt. Eine Vergeltungsaktion war unerlässlich und er meinte, dass selbst Gott sie nun forderte.

In Rubin kochte über manche Stunden hinweg ein Vulkan. Und ich spürte mit Beklemmung, es könnte, sobald er Lutgar erneut gegenüberstand, zu einer Entladung schrecklicher Ausmaße kommen.

x x x x

Ebenso erfolglos wie die Suche nach dem „grauen Vetter“ blieb Rubins Suche nach Marianne.

Hier doch sollte ich bald eine Überraschung erleben.

Eine Überraschung, der eine kurze Enttäuschung und dann nochmals eine Überraschung folgen sollte.

Mit einem Mal war sein Geist wieder ganz aufgeheitert.

Sollte Marianne noch einmal in sein Leben zurückkehren, so würde er ihr vieles sagen, was er zuvor zu sagen versäumt hatte. Und er würde einige gute Taten folgen lassen, die alles, was er in der Vergangenheit versäumt und verschlafen hatte, wett machen würden und für immer vergessen sein ließen.

Vom Abschmelzen der Augengläser

Wieder war ein abendliches Treffen in der „Sternschnuppenruine“ Alders verabredet.

Wenige Tage zuvor hatte ich Rubin, als ich am frühen Morgen an seiner Wohnungstür klingelte, in einer ungewöhnlich gehobenen Stimmung erlebt.

Nach einer kurzen Begrüßung winkte er mich die Treppen hinauf, es war das zweite Mal, dass er mich einen Blick auf seinen Dachboden werfen lassen, der einem geheimnisvollen Laboratorium glich:

In den seitlichen Regalen der rechten Wand blinkten in roten, grünen und blauen Farben größere und kleinere Fläschchen, die alle sorgfältig beschriftet waren, auf dem Tisch in der Mitte standen mehrere Glaskolben, ein Bunsenbrenner und eine Messingwaage, daneben befanden sich mehrere Glasschalen, die gleich-

falls in unterschiedlichen Farben funkelten und die, soweit ich erkennen konnte, glitzernde Steine und unterschiedliche Metalle enthielten, die meisten zu feinen Körnchen zerrieben, dazwischen zwei Porzellanschalen mit herb duftenden Kräuteresenzen. Auf der linken Wandseite gab es drei lange Fächer mit Büchern, zwei dickere Bücher lagen auf dem Tisch, ihre Titel waren in einer großen altertümlichen Goldschrift gedruckt und man sah ihnen an, dass sie sehr alt und schon viel gelesen worden waren. Über den Fächern der langen Buchreihen war eine große Pappe befestigt und ein Bild aufgeklebt, dass vor einem nachtschwarzen Himmel mit goldleuchtenden Punkten den gesamten Tierkreis zeigte.

Rubin hatte die ganze Nacht gearbeitet, doch er zeigte nicht das geringste Zeichen von Ermüdung und er strahlte in diesen Augenblicken eine tiefe Zufriedenheit aus.

Er ließ mich an den Kräuteresenzen riechen, öffnete einige der Fläschchen in den rechts stehenden Regalen und ich sollte ebenfalls in jedes hinein schnuppern. Ich spürte allein, dass mich das Einatmen benommen und schwindelig machte, Rubin lachte nur leise, und er schob mir einen Stuhl zu, auf dem ich sicherheitshalber Platz nehmen sollte.

Es gab da etwas Geheimnisvolles, mit dem er sich schon seit Jahren befasste.

Er begann zu erzählen.

Bereits vor Jahrhunderten gab es Menschen, die sich ein Labor genau wie das seine oder doch ähnlich ein-

richteten. Viele taten es nur, um einen Rausch zu erzeugen, der ihnen fantastische Bilder vorgaukelte, von denen sie meinten, sie zeigten ihnen die wahre Wirklichkeit. Doch meist waren es nur Trugbilder, die schnell verblassten und wenn der Rausch verschwunden war, blieb nichts als ein dröhnender Kopf.

Andere versuchten in jahrelanger Arbeit, Metalle zu verwandeln, das letzte Resultat sollte ein kostbares Gold sein, ihr hauptsächliches Interesse war Reichtum und Macht. Wieder andere wollten einen Kristall erschaffen, den sie den „Stein der Weisen“ nannten und in dem sie meinten, Bilder oder Schriftzeichen zu erkennen, die ihnen auf alle wichtigen Fragen eine Antwort gaben.

Dies waren noch die klügsten unter ihnen. Die anderen waren meist Narren.

Er nahm wieder eines der kleinen Fläschchen zur Hand. „Man benutzt sie nur zu Beginn. Doch sie dürfen schließlich keine Benommenheit mehr erzeugen. Denn der Rausch ist niemals das Ziel. Das Sehen und auch das Denken müssen unbedingt klar bleiben – das eigentliche Ziel ist sogar: dass sie klarer und wacher werden, als sie es üblicher Weise sind. Dann kann es geschehen.“

„Was kann geschehen?“ wollte ich wissen.

Rubin ließ seine Hand über eines der goldbeschrifteten Bücher gleiten.

„Es ist geheim,“ sagte er dann. „Auch darf man nicht zu früh davon sprechen. Man kann es sonst leicht zerreden und es geht wieder verloren.“

Ich spürte, wie seine Blicke mich prüften.

„Es ist geheim, doch es gibt eine Ausnahme: Einem guten Freund kann man es anvertrauen, einem Freund, der es tatsächlich begreifen kann.“

Er senkte den Blick auf den Boden – und ich spürte, dass er bereit war, mich in diesen Kreis seiner Freunde aufzunehmen; wenn auch noch nicht in diesem Moment.

Und längst war mir klar, dass es sich um genau jene „Arbeit“ handelte, die er schon ein paar Mal erwähnt hatte und die er abschließen musste, bevor er erneut nach Avalun aufbrach.

x x x x

Und damit ist auch wieder der Name gefallen, der bei unseren abendlichen Treffen in der „Sternschnuppen-Ruine“ von Alder nie fehlen durfte.

An diesem Abend - es war inzwischen Oktober geworden und alle griffen bald ihre Decken, um sich warm einzuhüllen - sollte ich von ihrem vorletzten Aufbruch erfahren, der sie gleich in drei gefährliche Abenteuer hineinzog, und eigentlich war es jedes Mal wie ein Wunder, dass sie es lebend überstanden.

Alle drei, Rubin, Alder und Rehz, waren diesmal bei ihrem Aufbruch sicher, schnell die richtige Fahrtroute finden zu können und so die vielen Umwege und Irrwege durch Eismeere und unter Polarlichtern wie an öden nicht endenden steinigen Küstenstrecken vermeiden zu können. – Leider gelang dies nicht.

Die Fahrt ging anfangs tatsächlich rasch voran. Dann jedoch gerieten sie plötzlich in einen dichten Nebel. Drei Tage trieben sie orientierungslos darin umher. Schließlich wurde eine felsige Insel sichtbar, Rubin wusste sofort, dass es sich nicht um Avalun handeln konnte sondern nur um eine der vielen vorgelagerten Inseln. Dennoch warfen sie Anker und wateten an das Ufer.

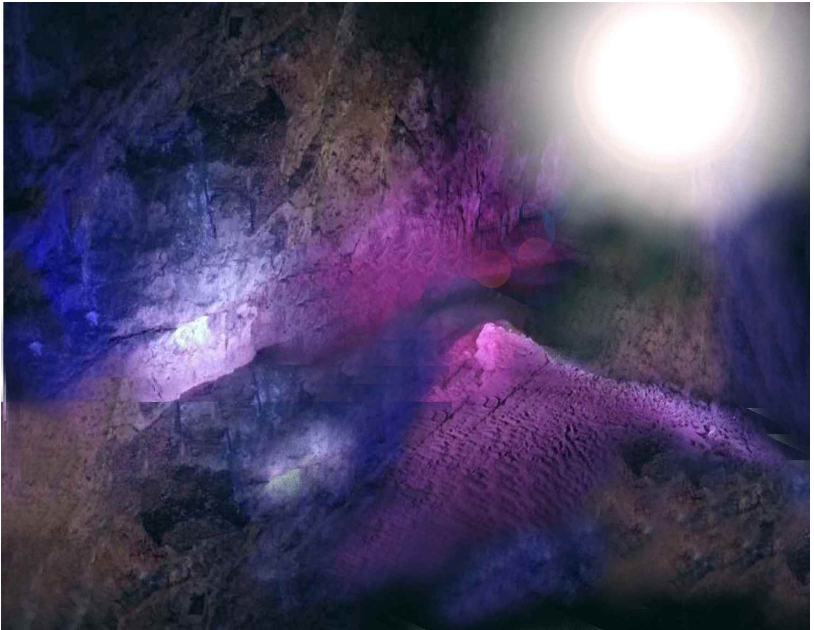
Es war eine Insel fast ohne Grün doch voll geheimnisvoller unterirdischer Labyrinth.

Alder ließ sich als erster in einen der silbergrauen Höhlengänge aus Kalkstein locken, immer wieder entdeckte er, den Strahl der Lampe weit in die Gänge vorausschickend, neue steinerne Wundergebilde, die ihn zu Ausrufen des Erstaunens und des Entzückens veranlassten.

Die anderen folgten, gleichfalls mit Ausrufen wachsender Begeisterung, alle durchschritten sie nun verwinkelte Steintäler, balancierten auf funkelnden Steinbrücken, überquerten verwunschene Steinseen, nahmen Platz auf schimmernden Steinbänken, durchwanderten hohe Steinkathedralen.

Jeder vertraute darauf, die zwei anderen würden weiterhin die klare Orientierung behalten haben.

Es war ebenfalls Alder, der als erster begriff, dass sie sich hoffnungslos verirrt hatten. Und wie sie nun in wachsender Unruhe die Spuren zurück ins Freie suchten, öffneten sich nur immer weitere Gänge und Steinhallen, neue, noch nie gesehene, bizarre Steingebilde



säumten den Weg, und alle führten nur weiter ins kalte und nasse Höhlendunkel hinein.

Das Licht der Lampen wurde allmählich matter, und matter wurden auch ihre Schritte, sie setzten sich, hungrig und frierend, und wie das Licht der Lampen erlosch, so begann auch nach und nach jeder letzte Funke von Hoffnung zu verglimmen.

In diesem Moment tat Rubin etwas, wonach ihm am wenigsten in dieser verzweifelten Lage zumute war:

Er summtete leise und pfiff - erst zögernd, dann immer kräftiger. Er hatte ein geheimnisvolles Echo in den Gängen bemerkt, die wie ein Resonanzboden widerhallten, aus allen Verzweigungen der Höhlengänge strömten die Klänge zurück, die in diesem Widerhall sich verstärkten.

Rubin stand schließlich auf und sang. Er merkte, dass diese Echwellen so stark waren, dass sie die Wände und auch die Steindecke über ihnen zum Zittern brachten. So erhoben sich jetzt auch die beiden andern und sangen, ihr Singen vervielfachte sich im Echo der Gänge, sie sangen und hörten sich singen, und da – inmitten dieser strömenden wachsenden Klangwellen, Klangwirbel – geschah es:

Die heftig vibrierende Deckenwand brach, zehn Schritte von ihnen entfernt, ein wie ein morsches Gebälk, sie hatte an dieser Stelle nur die doppelte Dicke einer Rippe, helles Licht fiel hindurch, das bereits das Licht des beginnenden Morgens war.

Rubin, Rehz und Alder machten, was man die „Räuberleiter“ nennt: Alder stand schließlich auf dem Rü-

cken von Rehz, dieser auf dem Rücken Rubins, Alder zog sich an der aufgesprungenen Felsendecke hinaus ins Freie, dann ließ er ein Seil hinab, mit dem sie bei ihren Landgängen immer ausgerüstet waren, Rehz folgte, als letzter Rubin.

„Es war fast wie ein Erdbeben,“ ergänzte Alder, „alles schwankte und zitterte, die aufbrechende Decke hätte uns auch erschlagen können, hätten wir an genau dieser Stelle gestanden. Doch nie hätten wir ahnen können, dass es eine solche Stelle überhaupt gab, die so dünn war, dass sie unser Singen zum Bersten bringen konnte.“

Sie bestiegen wieder ihr Schiff.

Und wieder sichteten sie bald eine Insel, auf die sie einige riesige buntgefiederte Vögel lockten, die sich mit einem lauten Pfeifen verständigten.

Rubin hatte von dieser Vogelart, die die dreifache Größe eines Adlers hatte, bereits gehört. Doch die Insel selbst war ihm unbekannt, und er wusste nicht, dass es hier ein Tal mit gläsernen Spinnen gab. Diese waren noch riesiger als die buntgefiederten Vögel, und sie spannen ihre Netze meterweit über das ganze Buschwerk des Tals.

Rubin und seine Freunde hätten dieses Tal weit umwandern können. Doch es gab einen seitlichen Hügelweg direkt zu einer Gipfelhöhe, von der aus sie das gesamte Inselgebiet überschauen konnten.

Die Spinnen trugen ihren Namen zu Recht für ihren durchscheinenden, fast gläsernen Leib und die fast glä-

sernen Beine, die allerdings keineswegs zart und zerbrechlich waren sondern eher die Kraft eines Riesenkraaken hatten. Sich in den klebrigen Fäden der Netze zu verfangen, war gleichbedeutend mit einer ausweglosen Gefangenschaft: Jede Bewegung führte nur zu immer festeren Verwicklungen und Verstrickungen.

Dennoch geschah, was nicht hätte geschehen dürfen: Rehz rutschte auf dem schmalen Hügelweg ab - direkt in eines der Netze hinein. Rubin versuchte ihn zu befreien, auch er rutschte ab und verfang sich im Netz. Und so erging es kurz darauf Alder. Die schon lauernde gläserne Spinne rollte sie ein. Ihre Lage war hoffnungslos.

Wieder konnte nur ein Wunder sie retten – doch auch ihr klarer Verstand und ein Moment der genauen Beobachtung.

Rehz hatte beobachtet, wie einer der Riesenvögel, der gleichfalls in eines der Netze gefallen und bereits darin eingerollt war wie in einen Kokon, ein lautes Pfeifen begann. Sofort stürzten seine Artgenossen heran, flatternd und ohne die Netze sonst zu berühren, sie zerhackten die beiden Enden des Kokons mit ihren starken, scharfen Schnäbeln und trugen den in den Fäden Eingesponnenen mit sich fort.

So versuchte nun Rehz dieses Pfeifen nachzuahmen, und das taten schließlich auch Rubin und Alder. Es kostete sie die größte Anstrengung, denn dieses Pfeifen war laut und schrill, doch es wurde schließlich belohnt: Zwei der Riesenvögel begannen die Enden des Kokons zu zerhacken, in dem Rubin eingesponnen war, sein



Pfeifen war das kräftigste, doch nun steigerten auch Rehz und Alder noch einmal die Lautstärke, schon waren vier andere Vögel zur Stelle, wieder zerhackten die scharfen Schnäbel die Enden der beiden Kokons und sie trugen die Eingewickelten fort.

Allerdings reagierten die riesigen bunt gefiederten Vögel mit großem Erstaunen, als sich aus jedem der Kokons statt des erwarteten Artgenossen der Körper eines Menschen löste. Sie hatten Mühe, dies einzuordnen, doch nachdem sich alle drei aus den Fäden gelöst hatten, witterten die Vögel drei leckere Beutestücke.

Rubin griff einen größeren Ast und schob ihm dem nächsten der Vögel in den weit aufgesperrten Rachen, der würgte augenblicklich schrecklich daran, die Artgenossen umstanden ihn ratlos, auch sie konnten den Ast nicht entfernen. Und dies war für Rubin und seine Freunde ausreichend Zeit, um sich eilig davon zu machen.

Sie verzichteten auf die Gipfelhöhe und kehrten zum Schiff zurück, wo sie wieder in Sicherheit waren.

Nein, diese Insel mit dem Tal der gläsernen Spinnen würden die drei nie wieder betreten.

Es wartete auf genau dieser Reise noch ein drittes Abenteuer auf sie. Auch davon berichte ich bald.

x x x x

Tage nach unserem erneuten Treffen bei Alder besuchte ich Rubin wieder auf seinem Dachboden.

Er hatte mir versprochen, mir mehr über die Arbeit zu erzählen, die er dort oben verrichtete.

Noch einmal ging er mit seinen Erklärungen Jahrhunderte weit zurück und sprach von Männern, die man damals „Alchemisten“ nannte und um die sich viele Geschichten gebildet hatten – wahre wie auch äußerst verworrene, wie es auch über alles, was diese Männer taten, mehr verworrene als wahre Geschichten gab.

Doch nach Kurzem brach er es ab.

Der Name, den er für diese Arbeit bevorzugte, war ein sehr einfacher – und dennoch musste er für die meisten äußerst rätselhaft klingen.

Er nannte es: „Das Abschmelzen der Augengläser“.

Deshalb auch konnte das Ziel natürlicher Weise nur sein, dass das Sehen und Denken dabei klarer wurde – so klar, dass vieles zuvor Verborgene nun sichtbar war, vielleicht erst in Umrissen, doch dann immer mehr in deutlichen Konturen.

„Und die Arbeit ist, diese Augengläser ganz zum Verschwinden zu bringen?“

„Das Geheimnis ist, dass wir alle sie aufhaben – und nicht sehen, dass wir sie aufhaben.“

Und noch während er dies sagte, spürte ich, dass ihn etwas bedrückte. Die gehobene Stimmung, die ich bei meinem letzten Besuch gespürt hatte, schien wieder völlig verflogen.

„Du hast es auch diesmal noch nicht festhalten können?“ fragte ich leise.

Er nickte, und seine Augen blieben auf den Boden gesenkt.

„Es gibt einige Bedingungen dabei, die in jedem Fall erfüllt sein müssen. Sie klingen einfach. Doch dann spürt man, dass es äußerst schwierige Bedingungen sind. Und es gibt Zeiten, in denen man sie unmöglich erfüllen kann.“

Ich sah ihn fragend an.

„Die Blicke trüben sich wieder ein.

Sie trüben sich ein durch jeden Zorn. Sie trüben sich ein durch Gedanken von Rache und Hass.

Man muss dies alles zuvor hinter sich lassen.

Man muss ganz frei davon sein.“

Plötzlich begriff ich.

Ja, diese Aufgabe verlangte viel von ihm in diesem Moment, zu viel, wie er spürte.

Es gab diesen Zorn, der immer neu in ihm aufloderte und ihn von Innen verzehrte.

Es war ihm unmöglich, diesen Zorn leichthin abzuwerfen.

x x x x

Ich hatte für beide, Corinna und Benjamin, einen Flugdrachen gekauft. Oktober, so wusste ich es aus meiner eigenen Kinderzeit, war die Zeit der Herbstwinde und der Flugdrachen. Alexander zeigte mir einen kleineren, den er selber gebaut hatte, der sich aber bisher nicht erheben wollte, auch wenn er mit aller Kraft gegen den Wind damit anlief.

Ich schlug ihm vor, diesen kleineren an den anderen größeren anzuhängen. Und wirklich: Der große erhob sich, der kleinere folgte, und beide tanzten schließlich hoch über unseren Köpfen im oktoberblauen Himmel.

Benjamin, die Schnur in der Hand, hüpfte auf und ab vor Begeisterung. Dann sahen wir plötzlich, dass der kleinere Drache sich gelöst hatte, er stieg, von keiner Schnur mehr gehalten, immer höher hinauf, und war schließlich nur noch ein winziger funkelnder Punkt.

In einer Stunde der Windstille würde er wieder zum Boden zurückkehren, dann allerdings wohl an einem entfernten Ort, und dort würde möglicher Weise ein anderes Kind ihn entdecken und vielleicht auch herausfinden, wie er zum Fliegen zu bringen war.

Benjamin war mit dieser Erklärung zufrieden. Den großen Drachen behielt er fest in der Hand, und wir würden ihn an allen weiteren Herbsttagen, der uns den ausreichenden Wind schenkte, fliegen lassen, das war gewiss.

Die Rückseite des Teppichs

Rubin hatte Marianne gegenüber Avalun nur einmal flüchtig erwähnt. Nie war es ein direktes Gesprächsthema zwischen ihnen gewesen.

Als ich ihn direkt darauf ansprach, sagte er kurz:
„Ich wusste nicht, ob sie interessiert daran war.“

Seine Stimme erschien mir wieder leise und klein. Er fügte hinzu: „Ich glaubte nicht, dass sie viel verstanden hätte davon...“

Ein Schweigen hüllte ihn ein, es war, als müsse er innerlich etwas ordnen. Dann aber meldete sich die Stimme zurück, und es war das Versprechen einer weiteren noch nicht erzählten Geschichte.

„Einmal passierte es, dass eins meiner Bücher verschwunden war. Ich bemerkte es erst nach zwei Wochen und dann stand es wieder auf seinem gewohnten Platz... Es enthielt einige Bilder und Landkarten und auch Avalun wurde darin erwähnt. In diesem Buch gab es ein Bild, das mich magisch verzauberte und genau diese gleiche Sehnsucht auslöste.“

„Ein Bild von Avalun?“

Er wiegte den Kopf. „Avalun lässt sich nicht malen. Nicht wirklich.“

Doch es gibt Bilder, die kommen ihm nahe – sie lassen eine ähnliche Verzauberung spüren.“

Und damit wurde ich mit der Geschichte vom Teppich bekannt. Er erzählte sie mir, während wir mit dem

Auto in einer Parklücke standen und eben zuvor etwas Unerwartetes geschehen war.

Rubin hatte mich an diesem Vormittag gebeten, mit in mein Auto steigen zu dürfen und ihn, der Hauptstraße folgend, zu einer bestimmten Kreuzung zu fahren.

Uns dieser Kreuzung nähernd bemerkte ich, dass sein Gesicht eine seltsame Anspannung zeigte.

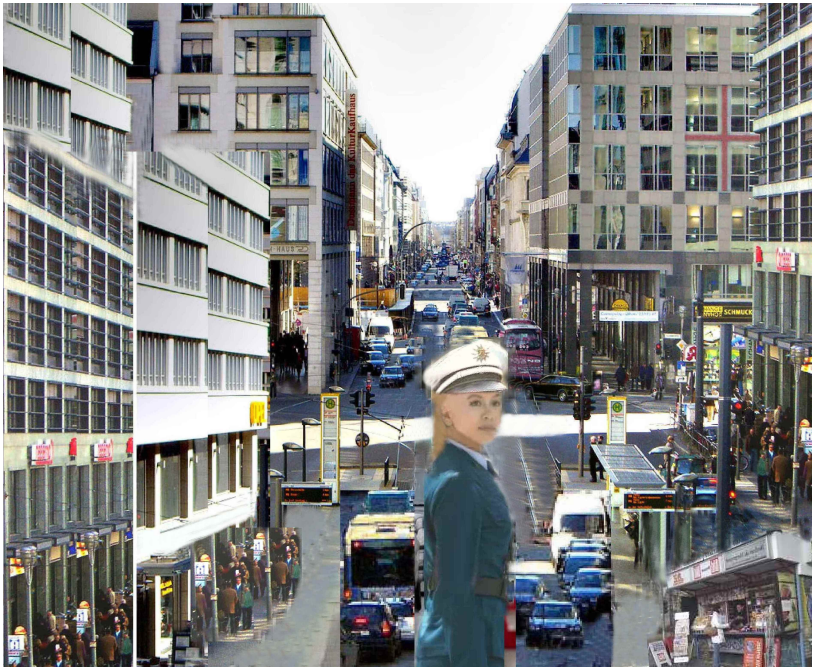
Mir fiel zunächst nichts anderes auf, als dass die Ampellichter nicht brannten und deshalb zwei Verkehrspolizistinnen, jede auf einem kleinen Podest, in weißen Mänteln und weißer Mütze, den Strom der Autos in alle vier Richtungen dirigierten.

Nachdem wir die Kreuzung überquert hatten, ließ Rubin mich durch eine Reihe verwinkelter Seitenstraßen noch einmal zur selben Hauptstraße fahren und wieder war das Ziel jene Ampelkreuzung. Die beiden Verkehrspolizisten lotsten die Autos sicher an sich vorbei, mit etwas wie souveränen Feldherrngesten den donnernden Autokolonnen Durchfahrt gewährend oder Einhalt gebietend.

Als wir das drittemal im Abstand nur einiger Meter an dem immer selben Podest vorbeifuhren, war mir kein Rätsel mehr, was Rubins unruhig flackernden Blick immer aufs Neue an diesen Punkt bannte.

Allerdings, aussteigen wollte er nicht.

Er hatte ein rot entzündetes linkes Auge, was wohl Folge der nächtelangen Arbeit in seinem Labor war, und jedes Mal hielt er während der Vorbeifahrt schützend ein Taschentuch darüber.



Dann bat er mich in einer Seitenstraße zu parken. Und dort begann er mit seiner Geschichte.

Marianne hatte ein besonderes Hobby: das Teppiche-Knüpfen und Teppiche-Weben. Rubin verbat sich jegliches Urteil über den Wert ihrer Arbeiten und den möglichen Grad ihrer Kunstfertigkeit. Immerhin schien sie glücklich dabei, er hörte sie oft leise summen.

Das höchste was er sich an Einmischung erlaubte, war ein gelegentliches Nicken, wenn sein Blick auf den Webrahmen fiel. Er konnte dann manchmal auch sagen: „Ganz schön.“ „Gar nicht schlecht.“ „Das sieht interessant aus, was du da machst.“

Tatsächlich beschlich ihn manchmal ein leichtes Erstaunen, was ihr an leuchtenden Farben und Mustern gelang. Doch es wäre ihm schrecklich gewesen, wenn seinem bewundernden Ausruf, den er doch immer zurückhielt, ihre abwiegelnden Sätze gefolgt wären: Es sei dies doch gar nicht der Rede wert und nichts als ein Hobby...

Möglicherweise war sie ja doch eine Meisterin.- Er wollte an dieses Geheimnis nicht rühren.

Es war während dieser Wochen, als das Buch verschwunden war, dass Marianne sich abends hin und wieder in ihrem Zimmer einschloss. Rubin fand keine Erklärung dafür. Doch da ihr Zusammentreffen während des übrigen Tages von keiner Verstimmung getrübt war, gab er der Sache keine besondere Wichtigkeit.

Einmal weckte ihn nachts ein Geräusch, und er stellte fest, dass in Mariannes Zimmer noch Licht brannte. Es war nicht seine Art zu spionieren, diesmal beugte er sich jedoch an das Schlüsselloch, und er sah, dass Marianne mit ihrem Webstuhl beschäftigt war, und leise, ganz leise hörte er sogar ihr Summen, und das bedeutete immer, dass ihr eben etwas gelang, das sie selbst mit Freude erfüllte.

Dann kam der Morgen. Er hatte nicht gut geträumt. Er fühlte Kopfschmerzen, und er sah mit dem Blick auf die Uhr, dass er eben schon hätte zu einer Verabredung aufbrechen sollen. Er warf sich hastig in seine Kleidung und wollte ins Bad, da fiel ihm beim Öffnen der Zimmertür etwas genau vor die Füße.

Er bückte sich kurz - ein wollenes, dickeres Tuch lag am Boden, etwa von doppelter Fußmatten-Größe, sonderbar wirr mit bunten Fäden durchsetzt, eine Art Flickenteppich, dabei nicht unbedingt hässlich, doch ohne eine erkennbare Ordnung und klare Konturen.

Er griff es und warf es kurzerhand auf die Flurkommode. Es störte seine eiligen Wege zum Bad, zur Küche und wieder ins Zimmer.- Minuten darauf hatte er die Wohnung verlassen.

Im Lauf des Vormittags meldete sich auf einmal der Gedanke in seinem Kopf, dass dieser Tag sein Geburtstag war. Wirklich, er hatte dies völlig vergessen – und er musste die kommenden Stunden nutzen, sich um die abendlichen Gäste zu kümmern.

Das wollene, wirr von Fäden durchsetzte Tuch hinter seiner Zimmertür fiel ihm wieder ein, und plötzlich

stieg eine Erinnerung in ihm auf: Einmal, schon vor einigen Monaten, lag Mariannes Webstuhl und ein anderer Teppich, an dem sie während dieser Zeit arbeitete, mit nach oben gekehrten Rücken auf ihrem Arbeitssofa, und ihn hatte er staunt, dass sich statt des vorher so klargesehenen Musters auf dieser Rückseite nur sonderbar ungeordnete, wirre Farbbahnen befanden.

Als er wieder zu Hause eintraf, fragte er Marianne nach dem Teppich, den er so völlig unbesehen und achtlos auf die Flurkommode geworfen hatte. Doch Marianne antwortete nur, von einem Teppich wisse sie nichts.

Sie hatte ihm eine Geburtstagsstolle gebacken, und wenig später klingelten schon die Gäste.

Rubin erwähnte den Teppich noch zwei weitere Male, doch Marianne blieb dabei, dass sie von einem Teppich nichts wisse. Und schließlich war das Thema vergessen

Doch damit war diese Geschichte vom Teppich noch nicht beendet. „Ich habe den Teppich später noch einmal gesehen,“ sagte Rubin nach einer Stille. „Ich sah ihn nun erstmals von vorn. Er hing im Zelt eines kleinen Flohmarkts. Ich drehte ihn um und sah wieder die Rückseite der wirren Fäden, die mir noch gut in Erinnerung war.“

Wieder schwieg er für eine Zeit.

„Es war ein Meisterwerk - die dunklen Fäden so an die hellen gesetzt, dass diese wunderbar leuchteten, alles sehr geheimnisvoll und doch in klaren Konturen –

das schönste Webbild, das ich jemals gesehen hatte. Und sofort war mir auch klar, was es zeigen sollte.“

„Du hast den Teppich gekauft?“

Rubin schüttelte den Kopf. „Der Mann auf dem Flohmarkt wollte nicht einmal darüber verhandeln.“

Dieses Webbild schmückte seit Monaten die Rückwand seines Zeltens. Es war sein Talisman. Es lockte immer wieder viele neue Käufer an seinen Stand.

Nein, ich hatte keine Chance, es zu erwerben.“

„Und ganz sicher war es dieses Bild, das Marianne nachts gewebt hatte?“

„Ohne Zweifel. Es war dieses Bild.“

Wir fuhren ein viertes und letztes Mal über die Kreuzung. Über Rubins Gesicht lief ein Schatten. Ich merkte jetzt, dass er sich mit dem Blick auf die eine der beiden Verkehrspolizistinnen nicht mehr sicher war.

Marianne, so wusste ich, hatte bereits in sehr unterschiedlichen Berufen gearbeitet. Es waren Tätigkeiten darunter, bei denen man sich Marianne eigentlich nicht so wirklich vorstellen konnte und die ihr möglicherweise auch tatsächlich fremd waren – doch eben dies lockte sie.

So hatte sie, zwischen vielen männlichen Kollegen, in der Polizeiverwaltung und auch als Politesse gearbeitet. Ein naher Freund ihres Onkels war Verkehrspolizist, das imponierte ihr bereits in ihren Mädchenjahren, und so schloss sie ihrer Ausbildung auch eine als Verkehrspolizistin an. Ob und wie lange sie diese Tätigkeit schließlich ausübte, konnte mir Rubin allerdings nicht sagen.

Zu diesen Tätigkeiten, die im Hinblick auf Marianne eher befremdlich erschienen, gehörte auch, dass sie mit einer ehemaligen Schulfreundin zusammen in einer Nachtbar gearbeitet hatte. Es war nur für einige Monate, sie verfügte damals über wenig eigenes Geld, und in dieser Bar verdiente sie gut. Doch das Geldverdienen war nicht der einzige Anreiz.

Viele Männer, die diese Nachtbar besuchten, hatten verlernt, mit ihren Frauen zu sprechen, keiner hörte in dieser Ehe dem anderen mehr zu. Marianne gab jedem dieser Männer sofort das Gefühl, eine gute Zuhörerin zu sein – und das war sie tatsächlich. Die Männer wussten, dass eine Frau wie Marianne als Bardame nicht käuflich war. Doch es genügte ihnen auch, hier jemanden zu treffen, dem sie einfach ihr Herz ausschütten konnten. Das taten viele. Und so trauerten auch viele, als sie aus der Bar eines Tages wieder verschwand.

Zwei Tage waren vergangen und Rubin musste mir eine traurige Mitteilung machen. Sie betraf die Verkehrspolizistin auf der Kreuzung, an der er mich viermal vorbeigelotst hatte.

Er hatte sie anderntags noch einmal ganz aus der Nähe betrachtet.

Er senkte den Kopf.

„Sie war es nicht?“

Er musste mir die Antwort nicht geben, ich wusste sie.

Doch er war inzwischen dabei, seine Enttäuschung und Trauer abzuschütteln.

An ihren Platz war eine neue ganz andere Unruhe getreten.

Sie betraf den „grauen Vetter“.

Ganz unerwartet hatte er Neuigkeiten über ihn erfahren – Neuigkeiten, die ihm in der vergangenen Nacht unruhige Schlafstunden bereitet hatten.

Er wollte Genaueres dazu nicht sagen. Doch ich spürte: das sich anbahnende Gewitter rückte näher.

Er hatte diesen inneren Schwur abgelegt, das ihm und den anderen widerfahrene Unrecht durch eine Tat der Vergeltung auszugleichen – so hart und schmerzlich, wie der Schmerz es war, den dieses Unrecht anderen bereitet hatte.

Und nichts und niemand würde ihn daran hindern können.

x x x x

Wieder hatten wir, Corinna, Benjamin und ich, über einen sonnigen Nachmittag hin den Flugdrachen steigen lassen.

Als ich die Klinik verlassen wollte, rief mich wieder die Oberärztin, eine zweite Ärztin nahm gleichfalls im Zimmer Platz, die erste zog eine Mappe aus der Tischschublade hervor und entnahm ihr einige Röntgenaufnahmen wie einige Bilder des großen Tomographie-Apparates in Haus. Sie zeigten Corinnas Herz, das nur ein halbes war, wie ich wusste, und das in dem kleinen Mädchenkörper diesen so bescheidenen Platz einnahm, dass man es fast übersehen konnte.

Die Gesichter der Ärztinnen blieben ernst.

Keines der neuen Medikamente, die man Corinna verabreichte, zeigte eine Wirkung. Im Gegenteil: Ihr Zustand hatte sich weiter bedenklich verschlechtert.

Sie sagten es ohne Schonung: Sie wüssten nichts, womit ein Kind in diesem Zustand zu retten sei.

Im besten Fall blieben Corinna noch einige wenige Monate.

Die zweite Ärztin versuchte nun doch noch ein freundliches Wort: „Es besteht die Chance, dass sie Weihnachten noch erleben wird. Feiern Sie dieses Weihnachten als ihr letztes und sagen sie ihr nichts. Lassen Sie sie noch einmal ein freudiges, unbeschwertes Weihnachtsfest erleben.“

Corinna würde sterben. Die Ärztinnen sagten es, unmissverständlich. Noch wenige Monate. Dann würde Corinna für immer aus meinem Leben verschwunden sein.

Der Herd der verzehrenden Ängste

Wieder saßen wir, Rubin, Rehz, Alder und ich in der „Sternschnuppenruine“ zusammen, der Nachthimmel über uns war sternenklar, es war Mitte Oktober geworden, in dem kühlen frischen Nachtwind schwebte nur noch selten ein Duft von Obst heran, die Gärten waren abgeerntet und verloren nun Tag für Tag auch ihr Laub.

Sie erzählten von ihrem ersten Aufbruch nach Avalun.

Sie taten zu Beginn dieser Reise etwas, das sich als absolut nutzlos erwies und das sie später auch nie wiederholten.

Sie fuhren in einem größeren Schiff und heuerten drei weitere Männer an: einen Navigator und Meteorologen, der, mit einem langen Fernrohr ausgerüstet, auf Tage im Voraus das Wetter bestimmen konnte, einen Koch, der es verstand, einen Fisch auf vierzig verschiedene Arten zuzubereiten, und schließlich einen technischen Ingenieur, der mit Überzeugung von sich behauptete, im Maschinenraum anderer Schiffe über vierzig Mal eine verheerende Explosion verhindert zu haben.

Schon am dritten Tag gerieten sie in einen heftigen Sturm.

Er wütete so mächtig, dass der sonst kühl berechnende Navigator sein Gesicht in den Kissen vergrub,

dass der Koch nur noch auf allen Vieren durch die Schiffsküche kroch und die Orangen salzte und die Heringe zuckerte und bezimmete und der Ingenieur, um die schrecklichste aller Explosionen zu verhindern, sogar zu beten begann. Als der Sturm endlich doch nachließ, griff der Navigator, der sich wieder erholt hatte, sein Fernrohr und erklärte stolz, er habe Avalun direkt im Visier. Rubin lieh sich das Fernrohr aus, und er sah, dass sie auf eine Reihe vulkanischer Inseln zusteuerten, einige dieser Vulkane rauchten, die meisten lagen still, doch aus einem züngelte gerade eine gewaltige Feuersäule, die Lava spie und mit ihrer Vulkanasche den Himmel über der ganzen Insel verdunkelte.

Dies war nicht Avalun.

Dennoch war die Verlockung groß, eine dieser Vulkaninseln zu betreten und vielleicht einen Blick in einen der Krater zu werfen, die von glühender Lava brodelten.

Der Navigator, der Koch und der Ingenieur erklärten, dass sie einen Erholungsschlaf von mindestens einer Woche brauchten, und so brachen Rubin und seine zwei Freunde allein auf.

Mit dem Vorsatz, besonnen zu handeln, ankerten sie bei einer Insel, deren Krater weitgehend erloschen waren, wenn auch einige rauchten; die Nachbarinsel, auf der sich die rote Feuerzunge in den Himmel erhob, mieden sie besser, so sehr sie auch lockte.

Sie erklimmen den Vulkan, der auf Rubins Landkarte den Namen „Der Herd der verzehrenden Ängste“ hatte und standen schließlich am Kraterrand. Auch hier wur-



de ihre Mühe mit einem faszinierenden Schauspiel belohnt.

Alle drei blickten auf eine weite Fläche erstarrter Lavamasse, das Zentrum glich einem schwarzen, von roten Feuern durchzuckten See, dunkle Rauchscheier tanzten darüber in geisterhaften Konturen. Es war wie ein Blick „in den Schlund der Hölle“, so sagte es Rubin.

Sie stiegen ein Stück in den Trichter hinab, dessen oberste Wölbung zunächst einen sanften Abstieg ermöglichte, erst auf das brodelnde Lava-Feld zu begannen die Wände steiler zu werden, und plötzlich rollte ein Stein unter Rubins Füßen fort. Augenblicklich glitt er mehrere Meter in die steilere Trichtertiefe hinab, weitere Steine rollten, auch Rehz und Alder glitten ins Tiefe, in einer nochmals flacheren Mulde kam der Sturz zum rettenden Stillstand, und alle konnten noch einmal Halt finden.

Doch spürten sie jetzt zunehmend die giftigen Dämpfe, die ihre Lungen mit jedem Atemzug füllten - und nach und nach verloren sie das Bewusstsein.

Was anschließend geschah, begriffen sie vollständig erst, als sie wieder erwacht waren:

Ein Wolkenfeld, im Umfang kaum größer als der gesamte Vulkanberg, war über den Krater gewandert und öffnete seine Regenschleusen darüber - mit solcher Heftigkeit, dass seine niederschießenden Wassermassen das Kraterinnere, das sie prasselnd und zischend zu füllen begannen, allmählich in einen rot-silbig funkeln- den See verwandelten.

Es war wieder Abend geworden. Rubin und seine Freunde schlugen die Augen auf und blickten verwundert auf den riesigen Spiegel einer schimmernden Wasserfläche. Ein großer Vogel zog seine Kreise darüber, dem eigenen Spiegelbild zugeneigt, gemessen und würdig gleitend.

Sie sahen die Wolke über dem Krater, die jetzt, verblässend, gläsern und mager geworden, wieder dem Ozean zutrieb.

Es gab keine andere Wolke im Umkreis.

Als sie weiter zum Ozean trieb und in die Strahlen der Abendsonne hinein, leuchtete sie noch einmal im zartesten Rosa und Blauviolett, wie ein Schiff aus Kristall, das sich langsam entfernt.

Ich begriff, was Rubin mir sagen wollte - und was so wirklich zu den Reisen der drei Freunde gehörte wie alle Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung, die sie immer wieder durchleben mussten.

All jene Abenteuer waren doch zuletzt der Beweis, dass ein seltsamer unbekannter Schutz sie begleitete - und dafür: dass Avalun nahe war.

Nie hätte das Singen im „Labyrinth der grauen und schwarzen Gedanken“, das auch den Namen „Die Gruft der Verzweiflung“ hatte, von selbst jene gewaltige, übernatürliche Kraft entwickelt, die sogar Felsen aufsprengen konnte.

Auch das Tal der gläsernen Spinnen, das zugleich „Das Tal der Verstrickung“ und „Das Tal ohne Hoffnung“ hieß und vor allem den „Herd der verzehrenden

Ängste“ hätten sie ohne ein unsichtbares hilfreiches Eingreifen nicht wieder verlassen können.

Jeder erfahrene Avalun-Reisende kennt diese Orte und lernt sie meiden.

Vor allem die vulkanischen Inseln, die Avalun auf der einen Seite wie ein Schutzring umgeben, bergen viele Gefahren, weil sie voller Täuschungen und Trugbilder sind.

Diese entstehen durch die seltsamen Sichtbrechungen der reich von vulkanischen Dämpfen aufgeladenen Atmosphäre. Sie können Vögel und manchmal selbst kleine Insekten in gigantische Schattengestalten verwandeln. Steine und Felsformationen nehmen die Konturen bedrohlicher Tiere mit Krallen und Zähnen an.

Und doch sind alles nur Trugbilder.

Daneben gibt es auch echte Gefahren, die man doch alle vermeiden kann, wenn man sie kennt. So: Harmlos erscheinende Quellen, die den Trinkenden, statt seinen Durst zu löschen, immer noch durstiger machen; und Sträucher mit einem Duft, dem man kaum widerstehen kann, die Wildbeeren doch, die daran wachsen, können jeden, der sie in größeren Mengen verzehrt, in einen Rausch versetzen, der ihn für Tage, oft Wochen alles vergessen lässt.

Und wieder war wichtig zu wissen, dass das erfolgreiche Bestehen all solcher Abenteuer noch nicht bedeutete, dass sich der Weg nach Avalun nun ganz sicher öffnen würde. All diese Abenteuer konnten einem widerfahren oder auch nicht.

Der eigentliche Schlüssel doch waren die „Augenläser“ - und dass sie bei Erreichen Avaluns wirklich verschwunden sein mussten.

Viele Reisende hatten immer wieder erfahren, dass Avalun plötzlich am nahen Horizont schon aufzublitzen begann - und auf einmal hinter einem silbernen Nebel wieder verschwand. Es konnte sogar geschehen, dass sie sich Avalun bereits bis auf wenige Schiffslängen genähert hatten und es doch in diesem Augenblick gar nicht wahrnahmen. Oder sie nahmen es nur in flüchtigen Umrissen wahr, und wieder war es auf einmal wie ausgelöscht.

Doch man sollte nicht zu sehr von den misslungen Aufbrüchen und den Schrecken einiger der vorgelagerten Inseln sprechen.

Auch auf diesen vorgelagerten Inseln gibt es manchmal schon Wunderbares und Bemerkenswertes zu entdecken. So befindet sich auf einer ein Berg, der als der „Berg der Gesundheitsquellen“ bekannt ist. Viele Reisende haben dort in wunderbarer Art neue Kraft geschöpft und manchmal sogar eine schwere Krankheit besiegt.

Gleich in der Nachbarschaft befindet sich ein weiterer Berg, der zur „Grotte des Wissens“ führt. In dieser Grotte leuchten bei jeder gestellten Frage wie ein lebendig pulsierendes Adern-Netz im Gestein Schriftzeichen auf, die die Antwort nennen. Allerdings ist es eine weitere Kunst, sie auch richtig deuten und lesen zu können. -

Rubin wiederholte den mir schon bekannten Satz: Vor dem nächsten Aufbruch müsse ihm das Abschmelzen der Augengläser vollkommen gelungen sein.

Er schwieg und wieder umgab uns ein längerer Moment der Stille.

„So ist es auch dir passiert, dass Avalun, obwohl du es schon sicher im Blick hattest, auf einmal wieder verschwunden war...“ sagte ich leise.

„Wie aber verhielt es sich damals für dich - als Junge, als du dich plötzlich auf Avalun wiederfandest?

Und woher wusstest du, dass es Avalun war?“

„Woher ich es wusste?

Man weiß es einfach, es gibt keinen Zweifel daran.“

Und wieder nach einer Pause: „Kinder haben es leichter damit. Ihre Augengläser sind häufig noch nicht so undurchlässig und dicht.

Sie müssen die Augengläser nicht fortschmelzen.“

Wieder hüllte ein Schweigen uns ein und das Schweigen sagte, dass noch etwas zu ergänzen war.

„Es gibt die seltenen Ausnahmen.

Die Augengläser können auf einmal verschwunden sein – und es scheint, als sei es von selbst und ohne jede Mühe geschehen.

Es kann geschehen durch die Zeit einer großen, einer sehr langen Traurigkeit und Einsamkeit.

Die inneren Tränen haben diese Gläser plötzlich wie fortgespült.

Die ganze Seele ist ergriffen von einer unendlichen Stille.



Selbst alle Ungeduld, Avalun endlich zu sehen und zu betreten, ist erloschen.

Denn wie die Ungeduld und die heftige Sehnsucht ein Ansporn sind, so versperren doch heftige Ungeduld und Neugier auch wieder den Weg.

Wie alle Gedanken von falschem Ehrgeiz und Neid ihn versperren.

Alles dies muss man hinter sich lassen: Neid, Gier, und vor allem jeden Gedanken von Zorn, von Hass.“

Fast erschrocken hielt er inne in diesem Moment.

Ich spürte, er hatte ungewollt diese innere Wunde berührt, die unverändert offen lag.

Und wieder wusste ich: Er hatte sich diesen inneren Schwur gegeben. Er bedeutete unerbittlich, dass er die Gerechtigkeit, die er so grob verletzt sah, wieder herstellen musste. Dies ging allem voran.

x x x x

Benjamin hatte jetzt schon vier Bilder von Avalun beendet, das letzte zeigte das Tal der gläsernen Spinnen. Und jetzt entstand auch ein Bild des großen feuerspeienden Vulkans auf der Nachbarinsel zur Insel der schon erloschenen Krater, von denen doch nie mit Sicherheit zu sagen war, ob sie tatsächlich endgültig erloschen waren oder ob sie nur schliefen.

Der kleinere Drache, den Benjamin selbst gebaut hatte, war möglicher Weise an einem entfernten Ort inzwischen gelandet. Doch ebenso konnten ihn starke Winde

in immer noch neue Höhen ziehen, vielleicht sogar aufs Meer, und er würde Orte sehen, die dem größeren Drachen immer unbekannt bleiben würden.

Benjamin fragte noch etwas zu dem „Berg der Gesundheitsquellen“, die es auf einer der Avalun vorgelegerten Inseln gab: Konnte man nur in Avalun daraus trinken – oder konnte man auch für andere etwas davon mitbringen?

Da müsse ich Rubin fragen, sagte ich ihm. Rubin oder auch seine Freunde hätten sicher eine Antwort darauf.

x x x x

Corinna, ich wusste es nun seit Tagen, würde sterben.

Nur ein paar Monate blieben uns noch, wie die Ärztinnen sagten – und auch diese Zeit nur mit Glück.

Rubin – wenn du noch einmal nach Avalun aufbrichst, wirst du Corinna dann mitnehmen?

Ein paar Monate – zwei oder drei, möglicher Weise auch vier – bleiben dir noch.

Es ist ausreichend Zeit, dass du die Arbeit in deinem Labor dann beendet hast.

Ist es ausreichend Zeit?

Ich weiß, dass dich immer noch etwas hindert und fern hält und dass du es vorher bewältigen musst.

Doch ich kenne deinen klaren Geist, deine innere Kraft, deinen starken Willen.

Es wird nicht leicht sein, ich weiß. Doch es wird dir gelingen.

Von Schaumschmidt und seinem Ansichtskartenmuseum wie von Lachlaus

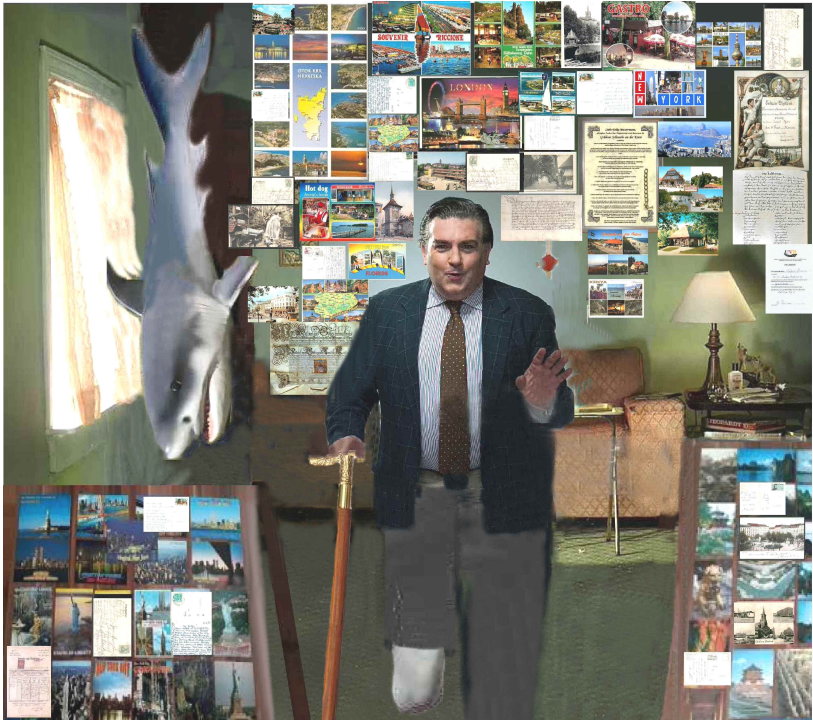
Noch immer war Rubins Suche nach Marianne erfolglos geblieben.

Er suchte deshalb regelmäßig einige Leute auf, die Marianne gekannt hatten, wenn vielleicht auch nur flüchtig, oder doch Leute, die wenigstens andere Leute kannten, die Marianne gekannt hatten und von denen er sich einen hilfreichen Hinweis versprach.

Der erste Weg führte uns zu Schaumschmidt und seinem „Postkartenmuseum“.

Schaumschmidt bewohnt eine kleine Dreizimmerwohnung, die er an jeder Wand und in jeder Ecke zu einem Museum umgestaltet hat.

Er war ein paar Jahre lang Forschungsreisender gewesen, er kannte die Dschungelgebiete des Amazonas, die Steppen der Mongolei, die Urwälder Afrikas und noch viele andere abenteuerliche Orte, er kannte sie alle wie seine Westentasche, so sagte er, allerdings war ihm das Reisen jetzt erschwert, an den Küsten Floridas hatte ihm ein Haifisch den rechten Fuß abgebissen, dieses Bein endete nun in einem grau eingewickelten Stumpf, und Schaumschmidt musste sich beim Gehen auf einen Stock stützen. Außerdem hatte er von seinen



Reisen im Gesicht, an den Armen und auf den Schultern viele Narben zurückbehalten, die jeder ansehen und bewundern durfte, wenn er von seinen Abenteuern berichtete.

Den Haifisch, der ihn attackiert hatte, hatte er anschließend erwürgt und an Land gezogen, er hing jetzt nahe beim Fenster von der Decke seines Wohnzimmers herab, jeder konnte die scharfen Zähne des Haifischgebisses ganz aus der Nähe betrachten und sogar anfassen.

Schaumschmidt sah sich in einer Reihe mit den großen Entdeckern der früheren Jahrhunderte, und er war sich sicher, dass man einmal viele Bücher über ihn schreiben würde.

Er hatte Kontakte in alle Welt, das bewiesen die vielen Ansichtskarten, die er an seinen Zimmerwänden aufgehängt hatte und die jeder besichtigen durfte. Sie waren der klare Beweis, dass Schaumschmidt tatsächlich eine Berühmtheit war.

Dazwischen hingen Urkunden und viele Familienfotos:

Vater Schaumschmidt als Mitglied der Banken- und Handelskammer, Mutter Schaumschmidt als Tänzerin im Volksvarieté, daneben ein paar Briefseiten ihrer Korrespondenz mit dem Konzertgeiger Julich und dem Politiker Meyerbold. Der Urgroßvater war Major und Hauptmann gewesen und trug eine reich mit blitzenden Orden bestückte Uniform.

Während er uns, auf seinen Stock gestützt, herumführte, sagte er immer wieder: „Sie sind beeindruckt, nicht wahr? Ich sehe es: Sie sind überrascht, sehr überrascht. Sie hätten nicht vermutet, dass es so beeindruckend ist.“

Jetzt kamen wir zu den Bildern seiner Afrika-Reisen. Wie die beigegefügtten Schildchen erklärten, hatte er dort eigenhändig mehrere Schlangen und Krokodile erwürgt und es genau dokumentiert. Auf diesen Schildchen stand etwa: „Unter tödlicher Gefahr erlegt und gehäutet am“ – und dann folgte ein Datum. Oder: „Mit einem Stein betäubt und erdrosselt am – und wieder folgte ein Datum. „Sie sind beeindruckt,“ sagte er wieder. „Jeder Besucher hier ist es. Sie können auch gern ein zweites und ein drittes Mal kommen. Für die meisten bleibt es ein unvergessliches Erlebnis, mein Museum besucht zu haben.“

Fast eine halbe Stunde hatte er uns jetzt durch seine Zimmer geführt, und mir fiel auf, dass wir noch immer die einzigen Besucher hier waren.

In seinem dritten Zimmer hatte er einige eigene Erfindungen ausgestellt, von denen mir nur eine Teppichklopfmaschine in Erinnerung geblieben ist, die durch Windkraft angetrieben wurde und vor allem bei Orkan eine vorzügliche Arbeit leistete.

„Sie sind beeindruckt,“ sagte er wieder. „Sie müssen es selbst nicht sagen. Ich sehe es an Ihren Gesichtern, dass Sie beeindruckt sind. Den meisten verschlägt es einfach die Sprache – auch Ihnen, das merke ich. Sie würden gern Ihre Bewunderung ausdrücken. Doch es

hat Ihnen einfach die Sprache verschlagen.“ Er strich sich über den Bauch. Noch immer war kein weiterer Besucher in seinem Museum eingetroffen, und Rubin erklärte freundlich, dass wir uns nun verabschieden müssten.

Über Schaumschmidts Gesicht zog das Zucken einer kleinen Enttäuschung. „Ich will Sie nicht festhalten. Doch was Sie wissen sollten: Es gibt noch zwei Kellerräume, die ich in letzter Zeit gleichfalls als Museumsräumen eingerichtet habe. Es bereitete mir lange Zeit Kopfzerbrechen: Was mache ich mit den anderen immer noch vollen Kartons mit den hunderten weiterer Ansichtskarten. Hier oben hatten sie einfach keinen Platz mehr. Folgen Sie mir in den Keller - es wird Ihnen den Atem verschlagen.“

Rubin zog mich am Ärmel zurück in den Eingangsflur und erklärte, für die beiden Kellerräume würden wir uns bei einem nächsten Besuch die Zeit nehmen, heute ginge es nicht.

„Ja, kommen Sie. Kommen Sie morgen. Es wird Sie beeindrucken. Alle sagen, wenn sie meine Kellerräume erst einmal gesehen haben: Mein Gott, wie gut, dass ich dies nicht verpasst habe.“

Rubin zog mich durch die Tür hinaus ins Freie.

Schaumschmidt folgte. Er entnahm der Innentasche seiner Jacke ein großes Taschentuch und winkte uns nach. Eine seltsame Traurigkeit lag auf seinem Gesicht.

„Wie viele Besucher kommen täglich zu ihm?“ fragte ich Rubin.

Rubin zuckte die Achseln. „Früher waren es zwei oder drei jeden Tag. Es hat stark nachgelassen.“

Ich wandte mich noch einmal um. Schaumschmidt winkte noch immer. Und unverändert lag dieser Schatten von Traurigkeit auf seinem Gesicht.

Über Marianne hatte er Rubin keine neue Auskunft geben können.

Der nächste Bekannte von Rubin, den wir aufsuchten, war Lachlaus. Ein höchst seltsamer Name - doch Rubin erklärte mir, dass dies nur ein Künstlername sei, nicht sein wirklicher.

Wir trafen ihn vor dem Kiosk einer vielbefahrenen Kreuzung, er hatte einen kleinen zweirädrigen Wagen mit Losen neben sich stehen, vor dem schläfrig ein Puma lag, und er trug, zu meinem Erstaunen, ein Clowns-Kostüm.

Er wollte einmal Zirkusclown werden, sagte mir Rubin. Doch jeder Zirkus, bei dem er anfragte, war mit Clowns schon besetzt. So verkauft er nun Lose, doch noch immer wäre er viel lieber Clown. Denn als Clown, so hört er es immer wieder von allen, ist er einfach ein Naturtalent.

Auf seinem Rücken hat er Schilder hängen, mit denen er Leute an seinen Wagen mit Losen lockt. Auf einem dieser Schilder steht: „Greif dir ein Los, riskiere wenig – und schon bist du ein Lottokönig.“ Auf einem anderen: „Nur ich kann dir ein solches Wunder bieten: bei Lachlaus gibt es keine Nieten.“ Außerdem hat er

seinen Wagen mit vielen bunten Papierblumen geschmückt.

Als wir uns näherten, hielt er uns gleich eine Schachtel mit Losen entgegen. Rubin doch winkte ab, er sei nur aus alter Freundschaft gekommen, nicht um ein Los zu kaufen. Lachlaus verzog den Mund, er verzog ihn zu einem Lachen, dann zog er ihn mit Hilfe der Finger bis an die Ohren und gleichzeitig ließ er dabei die Ohren wackeln und verdrehte die Augen.

Er brach in ein heftiges Lachen aus und wandte sich während der folgenden Sätze vor allem an mich. „Sie finden mich lustig, nicht wahr? Die Leute lachen sich krumm und wackelig, wenn sie mich sehen. Manchmal muss ich nur eine Braue in die Höhe ziehen oder ich kämme meine Brauen mit einem rosa Kamm – und die Leute schütten sich aus vor Lachen.“ Er zog einen rosa Kamm hervor und strich sich damit über die Brauen, während er den Kopf leicht damenhaft wiegte und erneut die Augen verdrehte.

„Lachen Sie! Lachen Sie! Lachen Sie wie alle Leute es tun, die hier vorbeikommen und meine Clowns-Nummern bewundern. Dafür bin ich da: die Leute zum Lachen zu bringen. Ich bin ein Naturtalent. Gott hat es mir in die Wiege gelegt.“ Und jetzt steckte er die Zeigefinger in beide Nasenlöcher und zog auch die Nasenflügel bis fast an die Ohren.

Gleichzeitig formte er die Lippen zu einem Kuss, und eine Blase quoll aus seinem Mund – wobei nicht zu erkennen war, ob es sich um Seifenschaum handelte oder ob es einfach nur Spucke war, er ließ diese Blase auf



seine Hände tropfen und warf sie die Luft. Dann bog er sich erneut vor Lachen. Er lachte und lachte, bis ihm die Tränen in die Augen traten und er ein Taschentuch hervorziehen musste, um sie wieder zu trocknen.

Rubin stieß mich kurz an, und nun entdeckte ich neben dem Puma einen Hut, in den Münzen geworfen waren. Ich verstand, was Rubin mir sagen wollte: Lachlaus unternahm diese Anstrengungen nicht umsonst, er erwartete – wenn man schon kein Los bei ihm kaufte – eine kleine Belohnung. Rubin wies jetzt direkt auf den Puma, und zum ersten Mal sah ich, dass dieser leicht bedrohlich die Zähne bleckte.

„Ich sage Ihnen noch einmal ausdrücklich, dass Sie Ihr Lachen nicht verstecken müssen,“ ergriff Lachlaus wieder das Wort und schüttelte sein Taschentuch aus. „Viele Leute meinen, es gehöre sich nicht, laut und ungeniert auf der Straße zu lachen. Sie sehen, ich tue es auch. Und Ihre Augen verraten mir, wie köstlich Sie sich amüsieren. Lassen Sie sich sagen, dass es nichts Besseres gibt, als laut und kräftig zu lachen. Ich mit meinem Naturtalent bin Ihnen behilflich dabei.“

Er zog ein kleines Tütchen hervor, streute ein wenig weißes Pulver daraus auf sein Taschentuch und hielt es sich unter die Nase. Wenige Sekunden später nieste er. Er nieste, dass es wie eine heftige Explosion war. Er nieste ein zweites und drittes Mal, jedes Mal war es wie eine Explosion, er hielt sich das Tütchen erneut unter die Nase, und die Explosionen wurden noch kräftiger.

Rubin zog mich am Ärmel, der Puma bleckte die Zähne, dann schlug Rubin vor, dass wir jeder ein Los kaufen sollten. Lachlaus streckte uns, immer noch niesend, sogleich die Losschachtel zu, wir zahlten und machten uns wieder auf den Weg.

Leider hatte auch Lachlaus uns über Marianne nichts sagen können.

Wir hörten ihn noch niesen, als wir uns schon zwei Straßen entfernt hatten.

Bei Lachlaus gab es tatsächlich keine Nieten.

Wenn man das Lostütchen schließlich aufgerissen hatte, befand sich immer, klein zusammengerollt, ein Bild darin. Es zeigte ein Clownsgesicht, und betrachtete man es genauer, so war es zweifellos das Gesicht von Lachlaus.

X X X X

„Schaumschmidt – hat er immer so traurig geguckt?“ wollte Corinna wissen, „oder nur an diesem besonderen Tag?“

„Ich glaube, dass er recht unglücklich war.

Er hätte gern viele Freunde gehabt, doch die hatte er nicht. Er hat einen großen Fehler gemacht.“

„Er wollte nur immer bewundert sein.“

„Er glaubte, er könne nur Freunde gewinnen, wenn er etwas vorweisen kann, das alle bewundern.

Die Leute glauben das oft. Doch unter echten Freunden ist es nicht wichtig. Es ist nur wichtig, dass sie sich mögen und dass sie einander vertrauen.“

„Und Lachlaus? War er wirklich lustig und hast du ihn komisch gefunden?“

„Leider nein.“

Auch er hat es falsch gemacht.

Und eigentlich wollte auch er nichts anderes, als dass die Leute ihn lieben.“

„Hatte auch er keine Freunde?“

„Sehr wenige.“

Sein Lachen kam nicht von innen, er hat es nur vorgespielt. Tief innen war auch er meistens traurig.“

Sie erinnerte sich an das Ansichtskartenbüro von Schaumschmidt und dass er besonders stolz war, wenn ein Bekannter von ihm ein Politiker war.

„Was eigentlich macht ein Politiker?“ wollte Corinna wissen.

„Er macht Politik – das bedeutet, er bestimmt die Gesetze, nach denen die Leute leben.“

„Und die Leute leben nach diesen Gesetzen?“

„Die meisten, ja. Diese Gesetze sagen ihnen, was ihnen erlaubt und was ihnen verboten ist.“

„Und ohne diese Gesetze wissen sie es nicht?“

„Sie könnten es oft auch selbst wissen.“

Doch dann müssten sie selber mehr nachdenken.

Es ist einfacher, wenn jemand es ihnen sagt.“

„Muss man das Kind von einem Politiker sein, um selbst Politiker zu werden?“

„Nein, das ist nur bei Fürsten und Königen so.“

Politiker werden gewählt. Jeder kann sich als Politiker wählen lassen.“

„Was geschieht, wenn die Leute nicht nach den Gesetzen leben, die die Politiker gemacht haben?

Kommen sie dann ins Gefängnis?“

„Nur wenn sie etwas wirklich Böses getan haben.“

„Werden sie dann auch getötet?“

„Nein. Nur früher hat man Menschen dafür getötet.

Jetzt müssen sie nur noch in das Gefängnis, doch oft für sehr viele Jahre.“

„Tun sie danach nichts Böses mehr?“

„Du fragst, ob sie in den Jahren im Gefängnis zu guten Menschen geworden sind?

Das ist eine schwierige Frage.

Ja, manche werden zu besseren Menschen danach – sie leben wieder normal mit den anderen Menschen zusammen.

Andere schaffen es nicht.“

„Sie bleiben böse?“

„Leider ja.

Es gibt Menschen, die immer so bleiben, wie sie sind. Sie können sich nicht verändern.“

„Werden sie schon böse geboren?“

„Das glaube ich nicht.

Niemand wird böse geboren.

Sie lernen das Böse-Sein immer von anderen, die schon böse geworden sind.“

„Und die haben es wieder von anderen Bösen gelernt?“

„Ja, so geschieht es leider.

Für manchen ist es schwierig, sehr schwierig, ein guter Mensch zu werden.“

Die Bar „Zur goldenen Wolke“

Einmal überraschte Rubin Marianne an einem Sonntagnachmittag dabei, wie sie vor zwei aufgeschlagenen Zeitungen saß und die Heiratsanzeigen studierte.

Sie bedeckte die Zeitungsspalten mit ihrem Arm, doch er hatte es schon gesehen, einige Anzeigen waren schwarz angekreuzt, einige wenige rot, auch die zweite Zeitung enthielt eine Reihe von Ankreuzungen, sie schlug beide Zeitungen schließlich lachend wieder zusammen.

Sie sah ihn an und sagte: Es sei nur ein Spiel, er solle nicht glauben, dass sie ernsthaft nach einem Mann suche. Viele dieser Anzeigen doch seien sehr amüsant und die amüsantesten hatte sie angekreuzt.

Rubin war neugierig.

Also schlug sie die eine der Zeitungen wieder auf, Rubin setzte sich zu ihr und beide lasen zusammen: „Löwe-Mann mit einsamem Herzen glaubt an die Sterne und sucht eine Jungfrau, die er erobern kann. Habe das Kartenorakel befragt und die Karten sagen: ein großes Vermögen wartet, eine Heirat wird es mir bringen. Bist du es, die ich suche?“

In einer zweiten Anzeige stand: „Weltenbummler und Afrika-Experte, seit einigen Jahren sesshaft und Besitzer eines kleinen Museums, sucht die so lange ersehnte Frau seines Lebens, die ihm immer zur Seite und mit ihm auf Reisen geht. Sie sollte Reitkenntnisse haben auf Kamelen, Büffeln, Lamas und Elefanten. Bist du

schlank, schön und klug und reitest du gern, dann melde dich.“

Nein, keiner dieser Männer passte zu ihr, und sie lachten zusammen.

Sie lasen weiter. „Verwitweter Bibliothekar mit gepflegtem Aussehen sucht eine Frau, die wie er ein Bücherwurm und gleichfalls einsam und hungrig nach Liebe ist. Sie sollte schön, zierlich und studiert sein. Bist du studiert und einsam wie ich, und willst du, dass ich deinen Hunger nach Liebe stille, dann bist du die richtige.“

Die wieder folgende Anzeige lautete: „Einsamer Losverkäufer sucht eine Frau, die er täglich zum Lachen bringen kann. Sie sollte wie er immer zum Lachen bereit, fröhlich und gut gelaunt und wie er mit vielen wunderbaren Talenten beschenkt sein. Bist du zudem noch vermögend, dann melde dich rasch.“

Rubin schüttelte lachend den Kopf und auch Marianne lachte. Die Welt war voll komischer Käuze.

Sie lasen weiter. „Mann in den besten Jahren, gepflegt und mit guten Manieren und mit sicherer Anstellung in einem Büro sucht eine Frau mit gutem Herzen, die wie er alle Menschen liebt. Er will sie mit seiner Liebe verwöhnen und stets für sie da sein. Du kannst schlank, hübsch und zierlich sein. Du kannst es aber auch nicht sein. Meine Augen sehen nicht mehr so klar. Mir genügt, dass du ein liebevolles Herz hast.“

Beide lachten sie wieder.

Marianne sagte, dass sie das alles nicht habe und könne: Sie sei weder hübsch, noch schlank, noch zierlich, noch vermögend und auch nicht reich mit Talenten

beschenkt und es fehlten ihr alle Reitkenntnisse auf Kamelen, Büffeln und Elefanten.

Nur eine der Anzeige würde sie - doch nur wenn sie ernsthaft suchen würde, und das tat sie ja nicht, wie sie sagte - näher in Betracht ziehen: den Mann mit den guten Manieren und der sicheren Anstellung in einem Büro. Wegen seiner schwachen Augen könne er nicht sehen, dass sie weder schlank noch zierlich noch schön sei. Und überhaupt: Er suche ja nur ein liebevolles Herz.

„Und du selbst? Würde er dir genügen?“ fragte Rubin. „Auch wenn er gute Manieren hat und in den besten Jahren ist - vielleicht ist er schon kahl und hat eine picklige Haut? Vielleicht ist er kleiner als du und stottert?“

Ja, all diese Dinge müsse sie natürlich noch erfahren und ihn erst einmal treffen, antwortete Marianne. Doch ihr gefiel, dass er alle Menschen liebt. Und auch der Satz, dass er nichts als ein liebevolles Herz suche, gefiel ihr gut. Das sei von allen Sätzen immer der wichtigste.

Plötzlich trafen sich ihre Blicke. Doch ihre wichen ihm scheu wieder aus und sie schlug die Zeitung zusammen, diese und auch die zweite.

Rubin fühlte es plötzlich, als habe ein kleiner, sehr winziger Stoß seinen Kopf in eine ebenso kleine, winzige Verwirrung versetzt.

Es war ja nichts als ein Spiel, wie sie sagte.

Er überraschte sie nie mehr mit einer aufgeschlagenen Zeitung, in der sie Heiratsanzeigen las und ankreuzte.

Doch es gab ausreichend andere Dinge, über die sie gemeinsam lachen und reden konnten – besonders in der behaglichen Küche.

Bald sollte ich noch eine weitere Geschichte erfahren.

Alle Nachfragen nach Marianne hatten Rubin nicht weitergebracht, nun aber gab es doch erneut eine vielversprechende Spur. Und während wir gemeinsam aufbrachen, begann er zu erzählen.

Wieder gingen wir durch die abendliche Stadt, um uns tanzte das Licht blinkender Reklametafeln, die sich in Hunderten von Vitrinen so wie auf Glas- und Marmorfassaden und den nächtlich erleuchteten Schaufenstern spiegelten, als ich die Geschichte vom Papagei erfuhr.

Eine alte Nachbarin hatte ihn Marianne überlassen, sie musste wegen eines Sturzes in ihrer Wohnung ins Krankenhaus, und sie konnte den Papagei dorthin nicht mitnehmen.

Zunächst war nur verabredet, dass Marianne ihm täglich Futter und frisches Wasser bringen sollte, doch er saß so traurig in seinem Käfig, dass sie ihn schließlich mit in ihre Wohnung nahm.

Monate vergingen, die schwer gestürzte Nachbarin konnte das Krankenhaus nicht verlassen, und so wurde der Papagei schließlich ein Dauergast.

Er sorgte in der Wohnung, auch wenn Rubin ein paar Freunde mitbrachte, oft für Belustigung. Die Nachbarin war eine fromme Frau, die regelmäßig zur Kirche ging

und vor jeder Mahlzeit laut betete. Sie hatte zugleich ein cholerasches, leicht aufbrausendes Temperament und konnte auch laut und kräftig fluchen.

Der Papagei tat, was alle Papageien tun: Er sprach ihre Worte nach. Zu seinen Lieblingswörtern gehörte „Rotz-kotz-und-Donnerwetter“, wie ein sehr deftiges „Himmel Arsch und Zwirn“, doch auch „Pfui Teufel“ sagte er gern. Wie er doch auch die sanften und frommen Wörter gelernt wie: „Heiliger Bimbam“ und „Herzallerliebstes Jesulein“ oder auch kleine Gebetszeilen wie „Lieber Gott mach mich fromm, dass ich in den Himmel komm.“

Es hätte für alle ein Vergnügen sein können. Doch muss an dieser Stelle gesagt werden, dass es manchmal zwischen Rubin und Marianne – wenn auch gewiss nur an wenigen Tagen – Streit gab und ihre Stimmen dann auch recht laut werden konnten. Der hauptsächliche Anlass war, dass Rubin immer wieder einmal vergaß, im Flur die Straßenschuhe auszuziehen und seinen Mantel, anstatt ihn aufzuhängen, nur eilig auf die Flurkommode warf, um ihn dann zu vergessen. Einmal stürzte dabei der Kaktus um und verlor so den schönsten und längsten seiner Kaktusarme.

Rubin hatte sich an den scharfen Stacheln mehrmals blutig geritzt, seit der Kaktus im Flur stand, war er der Meinung, dass dieser besser auf eine Müllhalde gehörte. Marianne allerdings, wie schon berichtet, liebte ihren Kaktus, und es ist auch schon gesagt worden warum.

Wenn beide, Rubin und Marianne, nach einem eben beendeten Streit dann wieder friedlich zusammensaßen, begann in voller Lautstärke der Papagei. „Dreck an den Schuhen, Heiliger-Bimbam. Dein Reinigungsfimmel, herzallerliebstes Jesulein. Schmutz bleibt Schmutz, Rotzkotz-und-Donnerwetter. Der Kaktus, der Kaktus, dies Stachelmonster, pfui Teufel. Ordnung muss ein, Himmel Arsch und Zwirn. Lieber Gott mach mich fromm, Rotz-kotz-und-Donnerwetter, dass ich in den Himmel komm.“

Und dann immer schneller: „Schmutz-bleibt-Schmutz-Heiliger-Bimbam-dies-Stachelmonster-pfui-Teufel-Ord-nung-muss-sein-herzallerliebstes-Jeuslein-Himmel-Arsch-und-Zwirn-Rotz-Kotz-und-Donnerwetter.“

Es war kaum auszuhalten.

Rubin ahmte es anschaulich nach, und ich verstand gut, dass er diesen Papagei als Störung in der Wohnung empfand.

Dann allerdings tat er etwas, in einer Aufwallung von heftigem Zorn, das ihm kurz darauf leid tat und das er doch besser unterlassen hätte.

Er sah mich bei diesen Sätzen nicht an, und ich spürte, er wollte diesen Teil der Geschichte vorerst nicht preisgeben.

Plötzlich machte er halt vor der schwarzen Tür einer Bar, über der in großen, rot leuchtenden Buchstaben stand „Zur Goldenen Wolke“, er legte bedeutungsschwer den Zeigefinger auf seine Lippen, und wir traten

ein.

Es war ein langgestreckter, dämmeriger Raum, gleich neben der Eingangstür spielte ein Mann einen Synthesizer mit leicht wimmerndem Dauer-Vibrato, an drei der etwas krummbeinigen Tische saßen vier Paare, zwei die sich ständig ins Wort fielen, zwei die eher gelangweilt vor sich hinstarrten, und an der Theke saßen einige Männer, zwei von ihnen schon sehr betagt, mit Hängegesichtern und Hängebäuchen, dass man Sorge um sie hatte, sie würden gleich von den Hockern kippen.

Ebenfalls an der Theke und gleichfalls auf dreibeinigen steilen Hockern saßen drei Damen, alle adrett gekleidet und gut frisiert, die Augen verträumt bewegt unter blauen Lidschatten und die Lippen apart geschminkt. Zwei von ihnen rauchten, und man sah alle drei momentweise hinter Rauchschleiern nur noch in unbestimmten Konturen, aus denen sie dann wie ein Gemälde in voller Farbigkeit wieder auftauchten.

Hin und wieder erhob sich eine, wenn jemand von den Tischen sie rief, kurz darauf balancierten sie das Bestellte auf einem Silbertablett heran, jede mit einem eleganten Wiegen der Hüften, dies war eine Bar der edlen, vornehmen Sorte und damit gewiss auch eine der sündhaft teuren. Hier ankerten bevorzugt die Herren mit den dicken Brieftaschen, ich fühlte mich reichlich fehl am Platz und so hätte es auch Rubin empfinden müssen, doch etwas fesselte seine Aufmerksamkeit.

Wir hatten gleich nahe der Eingangstür Platz ge-



nommen, mitten im Klangteich des Synthesizers, der immer neue Chansons aus seinem Bauch quellen ließ, ohne begleitende Singstimme, die man doch kaum vermisste.

„Das nussgroße Muttermal unter dem Kinn - du kannst es sehen?“ Rubin hatte seinen Mund wieder dicht an mein Ohr gebeugt. „Die Haare, natürlich, sind eine Perücke.“

Ich wollte ungläubig den Kopf schütteln. Doch in diesem Moment fiel mir ein, dass Marianne tatsächlich einmal für kurze Zeit mit einer Freundin zusammen in einer Bar gearbeitet hatte.

„Du hast kein wirkliches Bild von ihr...“ hörte ich wieder Rubin. „Nicht davon, wie anders sie sein kann.“

Vor Jahren habe ich sie einmal bei einem Fasching erlebt, genauso gekleidet, genauso geschminkt. Sie spielte eine Bardame und sie spielte sie perfekt.

Sie war wie ausgetauscht. Sie war eine Schönheit. So habe ich sie danach nie wieder gesehen.“

Erneut lichtete sich der Rauchsleier und Rubin starrte gebannt in Richtung der Barhocker, auf der die drei Bardamen thronen.

„Von keinem der Männer würde sie sich anfassen lassen. Sie bringt nur Getränke, kleine Salate oder Salzgebäck an die Tische.“

Sie kennt ihre Grenzen genau.

Sonst wäre es nicht Marianne.“

Seine Blicke huschten wieder in unsere Ecke zurück.

„Sie bedient nur die Gäste.“

Außerdem ist sie eine geduldige Zuhörerin.“

Ja, das hatte er mir bereits erzählt: Marianne war während ihrer Zeit als Bardame bei den Männern beliebt.

Sie konnten ihr Herz bei ihr ausschütten.

Er mahnte mich jetzt, mit einem sanften Stoß an mein Handgelenk, die Blicke nicht so auffällig kreisen zu lassen und es eher zu machen wie er. Immer nur augenblicksweise blinzelte er in die Höhe, mit einer sorgfältig abgemessenen Drehung des Kopfes, den Jackenkragen ein bisschen nach oben geschlagen.

„Warum gehst du nicht einfach zu ihr und sprichst mit ihr?“

Er deutete auf sein rot entzündetes Auge, es hatte sich nicht verbessert, es war auch vor Tagen das Hindernis, die Verkehrspolizistin anzusprechen. Sein Gesicht, so empfand er es, war entstellt, wenn es sich auch nur um das Auge handelte, doch er wollte sich, nach einer so langen Zeit der Trennung, nicht so unvoreteilhaft vor ihr präsentieren.

Ein voluminöser Herr betrat aus Richtung der Theke den Raum, offensichtlich der Barbesitzer. Er erspähte uns als Gäste, und Gäste, die er in seiner Bar erspähte, waren stets zahlungskräftig. Rubin bestellte für jeden von uns ein Wasser.

Es war pures Wasser, doch ich sage nicht, was es kostete. Wir hätten in einem gewöhnlichen Restaurant ein viergängiges Menü dafür bekommen.

Ich hatte verstanden, dass Rubin diesen Abend noch nicht für geeignet hielt, die alte Bekanntschaft mit Ma-

rienne zu erneuern und ihr all das zu sagen, was er zu sagen damals versäumt hatte.

Wir verschwanden wieder ins Freie.

Ich erinnerte ihn an die Geschichte, die er begonnen und nicht beendet hatte.

„Was schließlich mit jenem Papagei geschah, willst du wissen?“ Unsere Schritte hallten auf dem Pflaster. Ich spürte, dass Rubin wünschte, sie könnten die von ihm gesprochenen Worte übertönen.

„Ich habe den Käfig geöffnet und ihn durch das offene Fenster davonfliegen lassen,“ murmelte er. „Das war sein Todesurteil. Kein Papagei kann in einer fremden großen Stadt überleben.“

„Und die Nachbarin, der er gehörte -?“

„Die war gestorben. Er wäre also für immer in der Wohnung geblieben.“

Er nervte mich, ja, gewiss. Doch hätte ich ihn dafür gleich umzubringen müssen?“

Damit tauchten wir ins Dunkel der Nacht.

Jeder ging seinen Weg nach Haus.

Ich war mir sicher, was Rubin am folgenden Abend tun würde: wieder in der Bar „Zur goldenen Wolke“ sitzen und sehnsuchtsvolle Blicke in Richtung der Barhocker schicken.

Ich traf ihn zwei Tage danach auf dem Weg zum Garten von Rehz.

In einer Sekunde sah ich erneut, dass alle heitere Stimmung verfliegen war.

Er wandte sich, die Blicke traurig nach unten gesenkt, erneut meinem Ohr zu und teilte es mir flüsternd mit.

„Ich ahnte es irgendwie schon,“ gab ich leise zur Antwort. „Und selbst ein Muttermal kann eine Täuschung sein.“

„Es war exakt das richtige Muttermal. Doch sie hatte ein zweites, unter dem Ohr.“

Dieses andere fremde Muttermal hatte, als er es plötzlich entdeckte, das lange Erhoffte und endlich ganz nahe Geglaubte zerstört.

„Trotzdem – du solltest nicht mutlos werden,“ sagte ich ihm. „Und wenn du meine Hilfe brauchst, wann und wo und wozu auch immer – du weißt, dass du fest auf mich rechnen kannst.“

„Danke,“ sagte er, und seine Stimme blieb leise und klein.

x x x x

Wenige Tage später sollte ich meinen Satz, in dem ich ihm meine bedingungslose Hilfe zugesagt hatte, bereuen.

Rubin hatte eine Spur zu Lutgar gefunden.

Eine sehr konkrete Spur – das bedeutete: ein erneutes Zusammentreffen rückte bedrohlich nahe.

Zuvor doch gab es noch drei friedliche Tage.

Es befanden sich noch zwei weitere Bekannte hier in der Stadt, die Rubin hin und wieder besuchen ging –

eben dafür, dass sie viele andere Leute kannten, Leute die ihrerseits viele andere kannten.

Der Grund, sie aufzusuchen, war mir inzwischen rasch klar. Bei allen Rückschlägen hatte Rubin die Suche nach Marianne noch längst nicht aufgegeben.

Von Pechstahl und seinem Katastrophenbüro wie von Schmeicher

Die beiden Bekannten, die nun auch ich kennen lernte, hießen Pechstahl und Schmeicher.

Beide verwalteten sie ein Büro, das Pechstahl vor Jahren gegründet hatte und mit dem er zunächst nur den Zweck verfolgte, Informationen über Freunde und Bekannte und deren Freunde und Bekannte zu sammeln und immer über alle im Bild zu sein: Ihre Hobbys und sonstigen Vorlieben, ihre Lieblingsgerichte, ihre Berufe und ihre Einkommensklasse, ihre Haarfarbe, ihre Schuhgröße und sonst alle Eigenschaften, durch die sie sich voneinander unterschieden oder in denen sie sich gleich waren.

Und nebenbei war eine solche Sammlung auch nützlich, wenn ein Bekannter oder ein Freund einen anderen Bekannten oder Freund aus den Augen verloren hatte. Dann erschien er in Pechstahls Akten- und Aus-

kunftsbüro, und nicht selten konnte Pechstahl eine hilfreiche Spur nennen.

Seine Aktenschränke füllten sich, und nach und nach stapelten sich Akten an allen Wänden bis an die Decke, so dass er sich nach einem Mitarbeiter umsehen musste.

Doch Schmeicher, den er nun einstellte, war, wie sich bald zeigte, ganz anders als er. Schmeicher erachtete es für wichtig, viele Details festzuhalten und für jeden ein würdiges Portrait zu entwerfen. Pechstahl dagegen fasste seine Vermerke in immer kürzeren Notizen zusammen. Seine Eintragungen lauteten etwa: „Theodor Gurkenbein, Schuhfabrikant, glatzköpfig und dickköpfig, lebt auf großen Fuß, spuckt beim Reden, Leibgericht Tintenfisch.“ Oder: „Pit Knollarm, Ringer, krummnasig und hochnäsiger, elf Narben, ist Raufbold und Trinker.“ Oder: „Ferdinand Flaschenhals, Seifenhersteller, riecht seifig, verachtet Geld und sammelt es eifrig, liebt Farbe schwarz.“

Schmeicher empfand dies als respektlos.

Soweit es um Prominente und Politiker ging, war es Pechstahl allerdings wichtig, der Eintragung eine besondere Note zu geben, die die Bedeutung der persönlichen Begegnung hervorhob. So notierte er etwa: „Hat kräftigen Händedruck.“ Oder: „Hat Tabakkrümel auf seiner Jacke.“ Oder: „Duftet nach Marzipan und nach Kümmel.“

Schmeicher dagegen schrieb: „Joachim. Lieblingsbeschäftigung: philosophieren und den tieferen Sinn der Welt ergründen. Hat eine große Stirn und viele kluge

Gedanken darinnen. Ist im Nebenberuf Architekt und bewohnt ein selbstgebautes Gartenhaus ohne Dach. Ist auch ein vorzüglicher Geschichtenerzähler.“

Pechstahl und Schmeicher - diese beiden passten nicht wirklich zusammen.

Und dieser Gegensatz verstärkte sich noch, als Pechstahl ein Buch in die Hand bekam, das über fünfhundert Seiten von den unterschiedlichsten Katastrophen der Geschichte berichtete. Er las es mit wachsender Faszination, und von nun an richtete sich sein hauptsächliches Interesse darauf, Berichte von Unglücksfällen und Katastrophen zu sammeln – bevorzugt solchen, die ihm die Leute persönlich erzählten.

Es mussten keine großen Katastrophen sein, natürlich war ein brennendes Haus mit einstürzendem Dach, eine große Autokarambolage oder ein explodierender Tanklastwagen immer etwas von besonderem Gewicht, dem ein entsprechender Ehrenplatz zukam. Doch es genügten auch die kleineren Leckerbissen, etwa: dass jemand in der Badewanne auf seiner Seife ausgerutscht war oder auf einer Bananenschale und seitdem eine Gipskrause tragen musste, oder: dass ein neunzigjähriger Mann mit brennender Zigarette eingeschlafen war und er nur im Nachthemd über die Leiter der Feuerwehr gerettet werden konnte, während von seiner fünfundneunzigjährigen Frau nur ein Aschehäufchen zurückblieb; und es durften auch Katastrophen zum Lachen sein – etwa: wenn ein aggressiver Hund einen Postboten angesprungen und sich in dessen Hose



verbissen hatte und dieser Postbote schließlich mit nacktem Hintern davonlief.

Jeden, der ihm von einer persönlich erlebten Katastrophe berichten konnte, bewirtete er mit einer Tasse Kaffee, er notierte sorgfältig und in allen Details, was er zu hören bekam, ein neuer Aktenschrank wurde angelegt, und jeder Besucher konnte sich einen Einblick in die Sammlung seiner Katastrophenberichte verschaffen, freilich nur für eine kleine Bezahlung und in seinem Büro.

Pechstahl lebte gut von seinem „Katastrophenbüro“, wie manche Leute es inzwischen nannten. Er wurde, so hätte man sagen können, ein „Katastrophenspezialist“. Und wie er Katastrophen sammelte, die eben geschehen waren, so sammelte er schließlich auch Katastrophen aus der Zukunft – wie war das möglich?

Oh, es war sogar kinderleicht. Sobald er danach gefragt hatte, fanden sich viele Leute, die schreckliche Dinge für die Zukunft geträumt hatten. Hatten sie es nicht selbst geträumt, so kannten sie doch andere, die es geträumt hatten und auch sonst viele düsteren Prophezeiungen, und sie wussten oft auch genau den Tag, an dem diese Prophezeiungen sich erfüllen würden.

Da gab es verheerende Unwetter und Überflutungen. Riesige Vulkane, die lange erloschen schienen, erwachten wieder zum Leben und begruben hunderte von Städten unter ihren Aschewolken. Ein Komet stieß mit der Erde zusammen und wie einmal die Saurier ausgestorben waren, so bedeutete dies das Auslöschen der Menschheit in nur wenigen Tagen.

Von diesen vorausgesagten Katastrophen ließ Pechstahl gern auch Bilder anfertigen, von denen bald immer neue über seinen gesammelten Akten hingen; und jedem war es so leicht gemacht, den Schrecken, den diese Bilder zeigten, mit einem kalten Schauer auch ganz direkt zu erleben.

Das Auskunftsbüro, mit dem Pechstahl einmal begonnen hatte, überließ er schließlich ganz Schmeicher.

Dieser, das sagte ich schon, legte für jeden, den er neu kennen lernte, ein umfangreiches Portrait an, in dem immer die Vorzüge, die guten Eigenschaften und die Begabungen das wichtigste waren.

Ich nannte schon ein Beispiel. Ein anderes etwa war: „Annemarie: Leicht verletzlich, hat eine zarte Seele, kann wunderbar kochen und backen, ist eine meisterliche Haushälterin, liebt geputzte Fenster und saubere Dielen und Teppiche, an fröhlichen Tagen kann sie wunderbar summen, hat Augen von unergründlicher Tiefe, ist eine Meisterin im Weben von Teppichen.“ Und so setzte sich sein Text noch viele Zeilen lang fort.

Schmeicher allerdings hatte das Problem, dass sein Augenlicht stark nachgelassen hatte, und er trug inzwischen eine Brille, die mehr einem kleinen Fernrohr glich. Er begrüßte Rubin und mich mit größter Höflichkeit und man spürte seinen Eifer, seine Aufgabe zu aller Zufriedenheit zu erfüllen.

Da Rubin ein Bekannter Pechstahls war und ich wiederum ein Bekannter Rubins, war unerlässlich, dass mich Schmeicher ebenfalls in die Sammlung der Akten

aufnahm. Allerdings stellte er nach wenigen Augenblicken fest, mich bereits zu kennen. Er sagte, ich hätte gleich bei der ersten Begrüßung einen großen Eindruck auf ihn gemacht, und er war sich sicher, ich hätte einen prominenten Namen, der ihm auch gleich einfallen würde.

Während er nachdachte, gab ich zur Antwort, leider sei ich keineswegs prominent und auch gewiss nicht über den Durchschnitt hinaus eindrucksvoll.

Daraufhin nannte er mich ein Muster an Bescheidenheit und Zurückhaltung, in jedem Fall war ich in seinen Augen ein Ehrenmann, und während er dies sagte, hatte er sicher dreimal eine Verbeugung gemacht.

Er blieb dabei: Er war sich sicher, mich schon zu kennen, er hatte ein phänomenales Gedächtnis und dies täuschte ihn nicht. Er bat mich, meinen Namen noch nicht zu verraten. „Geben Sie mir einen Moment – und prüfen Sie mich. Ich bringe Ihnen Ihr Aktenblatt, ich werde es Ihnen beweisen.“

Schließlich kam er tatsächlich mit einem Aktenblatt zurück, er strahlte voll Zuversicht und fragte mich, ob ich ein bekannter Wanderprediger sei und Akkordeonspiele und neun Kinder habe.

Das konnte ich nicht bestätigen, er entschuldigte sich, wieder mit einer Verbeugung, und begann die Suche erneut.

Er brachte noch zwei weitere Aktenblätter. Einmal war ich ein bekannter Drehorgelspieler und Schmetterlingssammler, außerdem der Gründer und Leiter einer

viel gefragten Volkstanzgruppe. Beim dritten Mal war ich ein berühmter Busfahrer, der einmal ein berühmter Rennfahrer gewesen war und der deshalb immer ein bisschen schneller als alle anderen Busfahrer fuhr.

Schmeicher musste schließlich erkennen, dass für mich ein ganz neues Aktenblatt anzulegen war. „Es liegt an meinen Augen, die mich traurig im Stich lassen,“ sagte er, „es liegt nicht an meinem Gedächtnis. Mein Gedächtnis arbeitet einwandfrei.“ Und er bat erneut um Entschuldigung.

Ich versicherte ihm, in keiner Weise verstimmt zu sein, ganz im Gegenteil. „Es ist mir eine Ehre“, sagte ich ihm, „in Ihre Aktensammlung aufgenommen zu werden.“ Freilich, dies bedeutete nun, dass ich viele Fragen zu beantworten hatte, und mehrmals wandte ich ein, dass ein solcher Aufwand nicht nötig sei. Es gäbe keinen Grund, meine Person so wichtig zu nehmen.

Da widersprach er entschieden.

All meine Begabungen wollte er wissen, all meine Vorzüge und Vorlieben. Mehrmals vernahm ich ein lautes bewunderndes „Oh“, und er fasste es schließlich mit den Worten zusammen: „Sie sind eine Perle. Es ist mir die größte Freude, eine solche Perle in meiner Sammlung zu haben.“

Er verabschiedete sich, indem er mir eine Minute lang die Hand schüttelte. „Ich werde Sie nie vergessen und auch gewiss nicht wieder verwechseln.“

Wie wäre das möglich -? da Sie so wunderbar und absolut einmalig sind.“

„Wie Sie es auch sind,“ gab ich zur Antwort.

Ja, da hatten wir einer den andern für immer ins Herz geschlossen.

x x x x

Rubin hatte den „grauen Vetter“ ausfindig gemacht. Er wusste, wo er wohnte und er hatte noch vieles weitere über ihn erfahren.

Es war geschehen. Und ich hatte mit diesem Moment allen Grund zu größter Unruhe.

Unverändert brodelte in Rubin der Zorn, ein kochender Lavastrom, den nichts und niemand hindern konnte, sich mit aller Gewalt zu entladen.

x x x x

Benjamin holte noch einmal das Bild mit Alders „Stern-schnuppenruine“ hervor. Eigentlich war es ihm gut gelungen. Doch er überlegte jetzt, ob er nicht auch Rubin, Rehze und Alder darin zeigen sollte, wie sie zusammensaßen und ihre Erinnerungen über ihre Reisen und ihre Suche nach Avalun austauschten.

Dazu doch musste er genau wissen, wie sie alle drei aussahen. Am liebsten wäre es ihm gewesen, ich hätte ihn einmal zu den dreien mitgenommen. Doch es war immer bereits eine späte Abendstunde, wenn wir uns trafen, erklärte ich ihm, eine Zeit, in der alle Kinder in der Klinik längst im Bett liegen mussten.

Und dann war er mit dem Bild doch zufrieden. Es zeigte ja den Moment, in dem jene Sternschnuppe direkt über Alders Wohnruine auf die Erde gefallen war. Alder sah es von Weitem, niemand war zu diesem Zeitpunkt in der „Sternschnuppen-Ruine“ gewesen. Und so hatte alles mit diesem Bild seine Richtigkeit.

Wir waren noch einmal bei dem Thema der Sternschnuppen angelangt, wie sie im Herbst so zahlreich vom Himmel fallen.

„Wenn sie so häufig fallen,“ fragte Corinna, „darf man sich dann trotzdem jedes Mal etwas wünschen?“

„Oh ja. Doch will ich dir noch etwas dazu verraten, was Alder mir sagte.

Wenn sie so häufig fallen, dann wünscht man einmal etwas für sich und dann etwas für jemand anderen. Man wechselt es immer ab. Wenn man es einmal geübt hat, dann merkt man, wie viele Wünsche man auch für andere denken kann. Und es macht die doppelte Freude, als wenn man einzig für sich alle Wünsche denkt.“

Sie nickte. Und auch Benjamin nickte.

Sie verstanden es beide gut.

„Im Übrigen,“ sagte ich, „habe ich euch neulich etwas Falsches gesagt. Ich sagte, dass sich die Sternschnuppen auflösen in ein völliges Nichts.“

„Ich habe es gesagt,“ warf Benjamin ein.

„Gut, du hast es gesagt, ich erinnere mich.

Doch es ist nicht ganz richtig. Und ich hätte es korrigieren sollen.

Es gibt ein Gesetz – die großen Wissenschaftler haben es einmal entdeckt – dass nichts im Universum einfach verschwinden kann.

Nichts kann sich auflösen in ein Nichts.

Es kann sich nur immer verwandeln.“

„Und die Sternschnuppen – in was verwandeln sie sich?“

„Sie werden zu Wärme und Licht.

Auch wenn wir nur ihr kurzes Aufleuchten sehen und ihre Wärme kaum spüren können.

Das Gesetz, das die Wissenschaftler entdeckt haben, gilt auch für sie. Es gilt für alles.“

Und wieder nickten die beiden. Und hatten es gleich begriffen.

X X X X

Später – der Nieselregen des frühen Nachmittags war zur Ruhe gekommen - saßen wir wieder auf unserer gelben Herbstbank, von der Rückenlehne zogen sich weiße Spinnenfäden in die zwei dicht dahinter stehenden Büsche, deren vordere Zweige inzwischen fast kahl waren und nur noch einem schwarzem Drahtgestänge glichen.

Die Wege, mit braunem, vermoderndem Oktoberlaub bedeckt, hatten ihr leuchtendes Gelb verloren.

Doch auf den Spinnweben funkelten hell die Tropfen des Regens, wie Perlen auf hauchdünnen Fäden aufgereiht. Es war, als hätten sie alle gewesenen Farben gesammelt und aufbewahrt. Unberührbar von Grau. Von

Herbst, von Vergehen. Und es war nur dieser Zustand der Unberührbarkeit, der es bewahren konnte und den keiner stören durfte.

Jetzt entdeckten wir auch die Spinne, schwarz und unbeweglich hockte sie unter dem silbrigen Netz. Unbeabsichtigt streifte mein Ärmel den Zweig, und noch in derselben Sekunde ergriff sie mit wirbelnden Beinen die Flucht und verkroch sich hinter den wenigen Blättern.

Ich strich Corinna eine Haarsträhne aus dem Gesicht und wir lachten.

Wir lachten. Und auch die Spinnwebentropfen zitterten einen Moment, wie angeweht, angesteckt von unserer kleinen Welle der Fröhlichkeit - wie Glas zum Klirren gebracht, ein leises, unendlich leises Klirren in einem Raum geheimnisvoller Stille. Und sie kehrten zurück in ihren Zustand der Unberührbarkeit.

Corinna lachte.

Ich hätte diesen Moment für immer festhalten wollen.

Corinna würde sterben.

Bald. Sehr bald.

Die Ärztinnen hatten es gesagt.

Und nichts und niemand würde es ändern können.

Die Ziegel der Gerechtigkeit

Alles, was Rubin inzwischen über den „grauen Vetter“ erfahren hatte, wusste er durch den Besuch in einer Kneipe im Zentrum der Stadt, die den Namen „Zum Silbernen Zapfhahn“ trug.

Regelmäßig an jedem Wochenende traf Lutgar dort ein, um mit einer Gruppe von Männern Skat zu spielen. Nach jeder gewonnenen oder verlorenen Runde trank er ein Bier, entweder um seinen Sieg zu feiern oder um sich über seine Niederlage hinwegzutrusten, immer erst wenn die Kneipe schloss, kurz vor Mitternacht, brach er auf.

Er hatte die Stadt nie verlassen, doch wohnte er jetzt in einer Kellerwohnung mit zwei kleinen Zimmern, offenbar waren sie sein Versteck, und seine Luxuslimousine hatte man ihm abgenommen, um wenigsten einen Teil der Leute, die viel Geld durch ihn verloren hatten, zu entschädigen. Er arbeitete nach der Anklage gegen ihn und die folgenden Gerichtsprozesse nicht mehr als Bankkaufmann, sein Arbeitsplatz war nun eine Autowerkstatt, in der er in einem blauen ölfleckigen Werkstattanzug Autos reparierte, er hatte dabei seine Mütze tief ins Gesicht gezogen, denn er wollte nicht, dass ihn jemand in diesem Arbeitsanzug erkannte.

Wenn Lutgar kurz vor Mitternacht die Kneipe verließ, führte sein Weg immer an einem bekannten Autohaus vorbei, hinter dessen riesigen Glasfenstern die neuesten Luxuslimousinen funkelten. Dort stand er jedes Mal

eine längere Zeit, wie ein Kind, das um sein verlorenes Spielzeug trauert, und er wusste, es würde Jahre dauern, bis er wieder am Steuer einer dieser Luxuslimousinen würde Platz nehmen können.

Lutgar ging es nicht gut. Nicht nur, dass er inzwischen fast mittellos war. Er war vor Wochen unter heftigen Schmerzen auf seiner Kellertreppe zusammengebrochen, die Ärzte im Krankenhaus stellten fest, dass er Gallensteine und auch einen Nierenstein hatte und deshalb an äußerst schmerzhaften Koliken litt. Sie rieten ihm dringend zu einer Operation. Lutgar allerdings hatte vor zwei Jahren, im Gefühl seiner damals strotzenden Gesundheit, alle Versicherungen, auch seine Krankenversicherung gekündigt, und nun hätte er diese Operationen aus eigener Tasche bezahlen müssen. Mit den kleinen ihm verbliebenen Geldreserven war ihm dies völlig unmöglich. Und er hatte Mühe, überhaupt das Geld für die von ihm dringend benötigten Medikamente zusammen zu bekommen.

Lutgars Kellerwohnung sollte auch ich bald kennen lernen. Und es erwartete mich dort eine Überraschung, wie ich sie mir in all meiner Fantasie nicht hätte ausmalen können.

Auf der linken Seite des genannten Autohauses, das wieder viele Etagen von Büroräumen über sich hatte, befand sich in diesen Wochen ein Baugerüst. Um nach oben zu gelangen, musste man immer erneut eine Sperre übersteigen, und man blickte bald in eine schwindelerregende Tiefe hinab. Doch was den Bauar-

beitern, die hier tagsüber arbeiteten, möglich war, musste schließlich auch mir möglich sein. -

Rubin sah mich nicht gerne kommen.

Er lag auf dem Dach, den Kopf ein Stück weit über den Rand geschoben, um so die Straße unter sich genau im Blick zu haben, und neben ihm erkannte ich einen Stapel von Ziegeln, die ordentlich übereinandergeschichtet auf einem Brett lagen.

Auf den Straßen herrschte der für ein Wochenende übliche noch rege Straßenverkehr, es war eine halbe Stunde vor Mitternacht, und es brauchte wenig Fantasie, um sich auszumalen, was Rubin hier plante.

Er kniff die Lippen zusammen, vielleicht um die kleinen Flüche, die er mir bei meinem Kommen gern hätte entgegen schleudern wollen, im Mund zu versperren. Dann hatte er sich mit meinem Erscheinen abgefunden, er rückte näher an mich, der ich mich nun selbst gesetzt hatte, heran und begann flüsternd zu sprechen.

„Ich werde ihn nicht umbringen. Doch Gerechtigkeit bleibt Gerechtigkeit.“

Es waren nur leichte, flache Dachziegel, wie ich inzwischen festgestellt hatte. Doch waren es gewiss zwanzig Stück. Lutgar würde dem Ziegelhagel, der auf ihn niederging, nicht entgehen können.

Rubin sprach weiter im Flüsterton. „Er trägt jedes Mal einen Filzhut. Die Ziegel können seinen Kopf nicht zertrümmern – doch sein Nasenbein, sein Schlüsselbein und seine Schultern durchaus. Sie können ihm die Lippe auftrennen und ihm die Zähne zerschlagen.“

Wenigstens seine Nase wird ihm schief im Gesicht hängen, das jedenfalls hoffe ich.

Gerechtigkeit bleibt Gerechtigkeit.“

Wieder eine Pause und wieder sein Flüstern. „Ich weiß, dass er seine Luxuslimousine verloren hat. Ich weiß, dass er in einer kleinen Kellerwohnung wohnt. Ich weiß, dass er oft schlimme Koliken hat und kein Geld hat, eine Operation zu bezahlen.

Trotzdem: Gerechtigkeit bleibt Gerechtigkeit.“

Rubin wartete auf Lutgar. Genau an diesem Autohaus würde dessen Heimweg aus der Kneipe vorbeiführen. Lutgar konnte ihm nicht entgehen.

Zum vierten Mal setzte Rubins Flüstern ein. „Ich weiß, dass er seinen Beruf als Bankkaufmann verloren hat. Ich weiß, dass ihm nur der schlecht bezahlte schmutzige Job in einer Autowerkstatt geblieben ist.

Trotzdem: Gerechtigkeit bleibt Gerechtigkeit.“

Es war eine Nachtstunde ohne Mond.

Man blickte vom Dach genau auf das Zentrum der Stadt, die an ihren Rändern hinter silbern verstreuten Nebelfetzen jetzt einem riesigen Hafen glich, mit langen Reihen nächtlich erleuchteter Schiffe.

Unten brüllten die Straßen vom Lärm der Autokolonnen. Und fast war es sonderbar, dass der schimmernde Hafen der Schiffe dabei so ruhig blieb und nicht einmal schwankte und ins Beben geriet.

Lutgar erschien. Tatsächlich trug er einen Hut auf den Kopf. Und wie erwartet machte er vor dem Autohaus halt, den Blick auf die riesigen Schaufenster gerichtet.

Da geschah es: Lutgar hustete, dann wand er sich unter Schmerzen. Die Schmerzen waren so stark, dass es sich krümmte und auf die steinernen Stufen vor der Eingangstür des Autohauses taumelte und dort Platz nehmen musste. Immer noch wand er sich. Jetzt zog er sich die Mütze vom Kopf und trocknete mit einem Taschentuch seine Stirn.

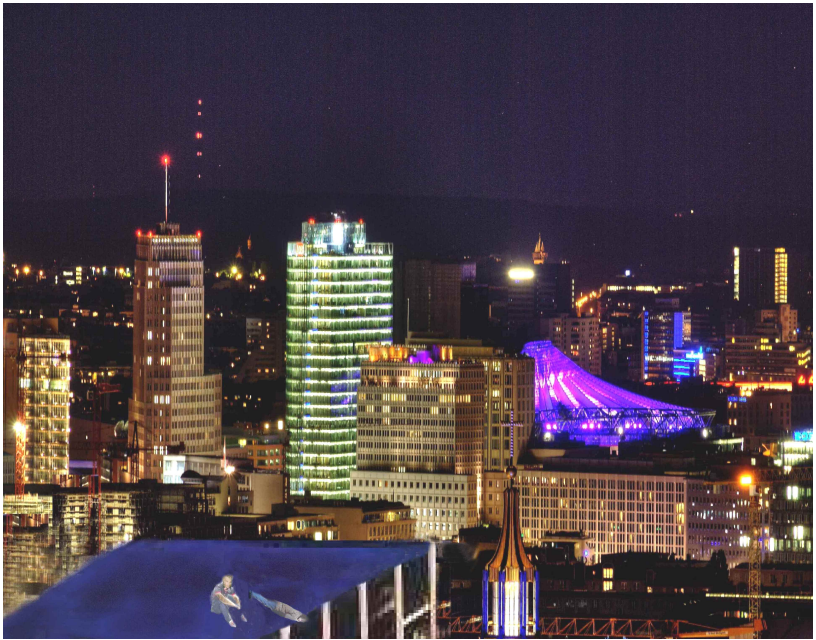
Ich spürte Rubins Hand auf meiner Schulter, in die sich fast schmerzhaft zwei Finger bohrten, während die andere Hand das Brett mit den Ziegeln näher an die Dachkante schob.

Lutgar erhob sich wieder. Noch immer befand er sich in einer Zielgraden zu den Dachziegeln auf dem Brett. Da wand er sich erneut unter Koliken. Ein zweites Mal taumelte er auf die Stufen und musste Platz nehmen. Den Hut hielt er weiterhin in der Hand, und erneut trocknete er sich die Stirn.

Ich sah, dass Rubins Hand das Brett mit den Ziegeln wieder ein Stück von der Dachkante entfernte.

Nach zwei Minuten schien es, dass Lutgar sich etwas erholt hatte, noch während er sich erhob, sah ich aus Rubins Mund ein Stück Spucke gleiten, das seinen Weg in die Tiefe nahm und tatsächlich auf Lutgars ungeschütztem Kopf landete.

Der blickte verwundert in die Höhe, doch er hatte keine Chance, uns zu entdecken. Er säuberte mit dem Taschentuch seinen Kopf, für ihn konnte es keine Erklärung geben als die, dass ihn die Verdauungsreste eines nächtlichen Vogels getroffen hatten. Dann setzte Lutgar seinen Weg entlang der Hauptstraße fort.



Minuten verstrichen. Ein kalter Novemberwind strich über die Dächer. Die Schluchten der Straßen brüllten.

Wir saßen regungslos, starrten stumm in das bunte, funkelnde Lichtermeer, das sich hinter den sich langsam auflösenden Nebelresten noch weiter zu dehnen schien und über den schimmernden Nachthorizont hinweg zusammenwuchs mit dem matteren Lichtermeer des Himmels darüber.

Meine Gedanken wanderten zu Corinna, die schlafend in ihrem Klinikbett lag.

Würde sie verschwunden sein aus der Stadt – bald, sehr bald – ich würde diese Stadt nicht mehr lieben können; ihre schwarze Nachtluft würde mir den Atem nehmen, und ich würde das Laken von Grau, von Schmerz und Tod von ihrem Gesicht nie mehr abziehen können. All ihr blitzender Lichtertanz war nur leerer Glanz, war nur Schein; nichts würde ich wahrnehmen als den dumpfen Mahlstrom ihrer Autokolonnen, in dem es nichts gab als stumpfe Gleichgültigkeit.

Auf Rubins Gesicht erkannte ich Unglück und Ratlosigkeit. Er hatte den Plan der Vergeltung nicht durchführen können, obwohl ihm jede Chance gegeben war, er hatte versagt.

Der kalte Nachtwind fegte uns schließlich vom Dach, zurück zu den Leitern des Außengerüsts.

Minuten später standen wir wieder auf der Straße. Unsere Wege trennten sich.

Erst nach vier Tagen trafen wir erneut zusammen.

Und jetzt war die Überraschung ganz nah, von der ich schon sprach.

x x x x

Wir hatten uns an einer größeren Kreuzung verabredet, Rubin war pünktlich wie immer.

Er kannte inzwischen Lutgars neues Quartier, seine Kellerwohnung, er hatte sie ausfindig gemacht, einfach indem er ihm von der Werkstatt aus auf dessen abendlichem Heimweg im Dunkel der einbrechenden Nacht heimlich bis vor die Haustür folgte.

Lutgars neues Quartier lag in einem Viertel alter Wohnhäuser mit Hinterhöfen, bröckelnden feuchten Fassaden, schmalen Treppen und Ofenheizungen.

Zweimal bereits war Rubin Lutgar gefolgt.

Als dieser im linken Wohnblock des zweiten Hinterhofs durch die Haustür verschwand, brannte eine halbe Minute darauf Licht hinter einem der fast ebenerdigen Fenster, das nur zwei Handspannen über den geteerten Boden des Hofes vor dem Haus hinausragte.

Durch die dünnen weißen Gardinen konnte man leicht in das Zimmer blicken. Es war ein kalkweißer Raum mit einem Bett und nur wenigen Möbelstücken. Auf einem Regal standen zwei Asterntöpfe und daneben hing ein farbiger Teppich an der Wand, der dem Raum ein kleines Versprechen von Wohnlichkeit gab.

Rubin sah, wie Lutgar eine Mappe aus einem Regal hervorzog und öffnete, soweit er dies erkennen konnte, waren dies Papiere mit Rechnungen. Lutgar blätterte darin, die Stirn aufgestützt, dann starrte er eine längere

Zeit an die kahle Wand gegenüber, er blätterte wieder, schließlich senkte sich sein Blick starr nach unten, wie in die Platte des Tischs eingenaelt.

Nichts weiter geschah. Eine halbe Stunde verging, und Rubin entfernte sich wieder.

Am nächsten Abend – Rubin kannte inzwischen den Weg und folgte diesmal im Abstand einiger Minuten – waren vor das Fenster dunkelblaue wollene Vorhänge gezogen. Doch sie schlossen in der Mitte nicht ganz zusammen, es blieb ein Spalt, durch den man hindurch blicken konnte. Und es bot sogar einen Vorteil: der, der von außen blickte, war besser geschützt und von Innen kaum zu bemerken.

Rubin bückte sich an den Spalt, und er konnte in den Raum gut hineingucken.

Lutgar saß wieder an seinem Tisch. Dieser Tisch war diesmal mit einem farbigen Tischtuch bedeckt, in der Mitte standen ein dampfender Topf und eine brennende Kerze, und vor Lutgar selbst befand sich ein Teller mit Suppe, aus dem er bereits zu löffeln begann.

Lutgar war dieses Mal nicht allein.

Eine Frau trat an den Tisch mit einem Tablett, auf dem man zwei Teller, zwei Tassen so wie Besteck erkannte, in einem Korb lag geschnittenes Brot, daneben befanden sich Butter, Käse und Wurst und ein Glas mit Gurken.

Lutgar war nicht mehr allein.

Rubin schwieg jetzt.

Ich konnte im Dunkel der Abendstunde den Ausdruck auf seinem Gesicht nicht deuten. Doch das Zittern sei-

ner Stimme, mit der er dies alles berichtete, hallte leise in meinen Ohren nach.

Wir hatten die Kellerwohnung und das dort erleuchtete Fenster erreicht.

Wieder waren die grünen wollenen Vorhänge hinter dem Fenster zusammengezogen. Wieder gab es den kleinen Spalt.

Rubin hatte die gleiche Stunde der Abendbrotzeit gewählt, auf dem Tisch standen bereits zwei Teller und ein Korb mit geschnittenem Brot, daneben brannte die Kerze, und jetzt brachte eine Frau auf einem Tablett Butter, Käse und Wurst und wieder eine dampfende Schüssel mit Suppe.

Mein Blick durchwanderte den Raum, bis er auf einen farbigen Wandteppich traf, direkt über der Tür.

Die Frau strich Lutgar, noch ehe sie selber Platz nahm, plötzlich über den Kopf.

Vielleicht war es nur, um seine Haare zu glätten, die für sein Alter sonderbar grauen, die ihm ungekämmt und wirr in die Stirn hingen; vielleicht tat sie es nur der Ordnung zuliebe.

Und doch: Es lächelte etwas in ihren Fingern, als sie es tat.

Auch Rubin sah es.

Die Frau nahm Lutgar gegenüber Platz. Sie griff einen Teller, füllte ihn mit Suppe und reichte ihn Lutgar. Und erneut lächelte etwas in ihren Fingern.

Die Frau erhob sich wieder. Sie hatte das Glas mit den Gurken vergessen. Sie brachte es rasch an den Tisch.

Lutgars Blick hob sich kurz zu ihrem, sonderbar scheu, sonst blieb sein Gesicht ohne Regung. Doch schnell und begierig löffelte er die warme Suppe in sich hinein.

Meine Augen wanderten wieder zum Wandteppich über der Tür.

Rubin hatte mir diesen Kellerraum als kalt und trostlos beschrieben. – Doch nur nach seinem ersten Besuch.

Jetzt war er warm.

x x x x

Nebelfelder. Silber und grau.

Nebelflüsse, Nebelgewässer, graue Strudel, Untiefen, Schluchten, von Nebelwassern umspülte Dächer.

Dreimal traf Rubin in dieser Nacht Marianne.

Immer nach wenigen Sätzen entfernte sie sich, mit stillem, traurigem Lächeln, sank in die Nebelfelder zurück, aufgelöst in übergroße Konturen, wie vom nächtlichen Grau verschluckt.

„Wen auch immer du lieben willst,“ sagte Rubin. „Liebe ihn und versuche, mit ihm glücklich zu sein.“

Nicht aber Lutgar.

Nicht Lutgar.

Du verschwendest dich. Lutgar ist es nicht wert.“

Da war sie, inmitten der Nebel, verschwunden. Wieder sah er, wie sie sich auflöste, ein ins Riesenhafte wachsender Schatten, mehr und mehr ins Grau der Nacht und immer noch fernere Grau entrückt.

Doch sie kehrte zurück.

Er spürte, dass sie ihm antworten wollte.

Aber der Nebel verschluckte die Worte, die sie zu sprechen versuchte. Der Nebel trennte sie wie eine Wand.

„Du verschwendest dich,“ sagte Rubin. „Er ist es nicht wert.“

Noch immer durchdrangen Mariannes Worte den Nebel nicht.

„Was dich mit Lutgar verbindet,“ fragte Rubin, „ist es schon Liebe?“

Er wartete. Er fügte nach einer Weile hinzu. „Und ist es auch Liebe in ihm?“

Es schien, die strömenden Nebelwasser wollten sie wieder greifen und fortziehen, er sah ihren Schatten, den übergroßen, der sich entfernte, dann war sie nach wenigen Augenblicken zurückgekehrt, klarer jetzt als zuvor.

„Er braucht mich so sehr.

Er hat nie gelernt, einen Menschen zu lieben.

Vielleicht weil er selbst nie geliebt wurde.

Ich kann ihn nicht einfach verlassen.“

Und wieder war sie aufgelöst, in der Ferne schwamm inmitten der strömenden Nebel ihr gigantischer Schatten, bis auch dieser verschwand.

Rubin spürte für einige Augenblicke eine aus grauen Tiefen aufsteigende Traurigkeit. Die Trauer des Versäumten, des Ungelebten.

Er wusste in diesem Moment: Es war nie mehr zum Leben zu erwecken. Er überließ es den strömenden

Nebeln, in denen es fortglitt und die es fortspülten, für immer.

Wieder hörte er ihre Stimme: „Es gibt nichts Versäumtes. Alles ist gut wie es ist.“

Es folgten weitere Worte, die doch wieder der Nebel schluckte.

Rubin brach auf. Immer wieder wuchs diese Nebelwand in die Höhe. Ob sie selbst ihn überhaupt hörte?

Schließlich nahm er auf einer Parkbank Platz.

Und da – nur wenige Schritte von ihm entfernt - erkannte er sie auf der Nebenbank.

Nicht auf seiner. Und doch: Sie waren sich plötzlich ganz nah.

„Auch ich habe ihn anfangs für kalt und böse gehalten.“

Doch in Wirklichkeit ist er nur arm.

Er braucht meine Liebe.

Du fragst: Ob es schon Liebe ist?

Sie beginnt eben zu wachsen.

Sie ist noch klein.

Doch ich fühle, dass sie nach und nach wachsen kann.“

Ihn streifte ihr scheuer Blick. Und plötzlich war es, als fühle sie Schuld und bitte ihn, ihr zu verzeihen.

„Er ist so verzweifelt und hoffnungslos.“

Ich kann ihn nicht einfach verlassen.“

Sie stand auf, und plötzlich griffen erneut die Nebel nach ihr, saugten sie ein, sie schwamm davon, wieder ein gigantischer Schatten.

In diesen Nachtstunden kehrte sie nicht mehr zurück.

Doch in den Morgennebeln – er hatte die Nacht auf der Parkbank verbracht - erkannte er sie erneut.

Wieder schien sie sonderbar jung.

„Er ist so verzweifelt und arm.

Ich suche ein Mittel, wie ich ihm helfen kann.

Kannst du ihm helfen?“

Doch sie wartete die Antwort nicht ab.

Sie trieb wieder in den Nebeln davon.

Sie verlangte Unmögliches.

Sie spürte es. Und er spürte, dass sie es so empfand.

Lutgar – würde er ihn treffen, er würde ihm, angewidert, nicht einmal mehr die Hand reichen.

Lutgar helfen?

Allein der Gedanke an seine Nähe löste ein Schütteln in ihm aus.

Er fiel für Minuten in Schlaf.

Dann bemerkte er sie wieder dicht vor der Bank.

„Kannst du mir die Geschichte von Avalun aufschreiben?“

Du hast so wenig darüber gesprochen.

Warum?

Ich hätte sie gerne gehört.“

Rubin versank in die Stille eines langen Erstaunens.

Was wollte sie mit dieser Geschichte von Avalun?

„Es ist, was Lutgar helfen wird,“ sagte sie dann.

Rubin warf sein langes Erstaunen ab.

„Ein Freund von mir hat sie aufgeschrieben - alles, was wir darüber in Erfahrung bringen konnten.

Er wohnt in einem kleinen Haus in den Gärten am Rand der Stadt, in dem wir uns häufig treffen.

Ich kann ihn fragen.“

Durch den Nebel glühte ein Lächeln.

Dann, größer werdend, mit weiten Gesten, tauchte sie wieder in die weißen Morgennebel zurück, löste sich auf über Dächern und Straßen.

X X X X

Nach Feierabend: Nebel, Nebel, weiß, silbern, grau-silbern, schwarz.

Die schwebenden Lichter darin: schimmernd, tanzend und zuckend. In kaltem Blau, in funkeldem Gelb, in plärrendem Rot.

Rubin spricht von einem großen Gewässer und von einem Boot, in dem wir nun treiben.

Und so auch ist es: Um uns, unter uns die Lichter der Warenhäuser und der Büros, langsam verlöschend, das Rattern und Dröhnen aus Straßentunneln und U-Bahnschächten, der geschwätzige Lärm aus Boulevardstraßen, aus Restaurants und Cafés.

So fahre er oft, sagt Rubin.

Ich lausche wie er.

Die sich endlos verwirrenden Fäden der lauten, leisen, klirrenden, dröhnenden, summenden Stimmen aus Häusern und Wohnungen.

Manchmal treiben wir tief in den Schluchten, manchmal darüber.

Und immer wieder: die lauten, die leisen, die lautlosen Worte und Schreie. Laute der Lust, der Furcht, Gelächter und Stöhnen. Ein tiefes, wildes, dunkles Gewässer.

So fahre er oft, sagt Rubin ein zweites Mal.

Dort wohnen zwei ältere Frauen in einem Haus, Zwillingsschwestern, sie wohnen Türe an Türe, doch sie sprechen seit Jahren kein Wort miteinander.

Jede besitzt zwei riesige Bulldoggen, und jede muss sich vor den beiden der andern in Acht nehmen. Sie vermeiden, zur gleichen Zeit aus dem Haus zu gehen; doch selbst wenn sich beide begegnen, grüßen sie nicht mehr.

Und dort wohnt ein Mann im Rollstuhl. Ein Lottogewinn hat sein Leben ruiniert.

Er hatte die richtigen Zahlen, um den Rest seines Lebens als Millionär zu verbringen. Doch seine Frau und die Tochter vergaßen, den Lottoschein abzugeben. Und der Mann, als er dies erfuhr, betrank sich maßlos und raste danach mit seinem Auto gegen einen Baum.

Längst hatte seine Familie, mit der er sich heftig zerstritt, ihn verlassen. Seit Jahren war er seitdem allein.

Und dort in einem Café spielt allabendlich ein Pianist, der einmal ein junger Konzertvirtuose war.

Bei einem Unfall hatte er zwei Finger verloren, nur jeweils die oberen Fingerglieder, doch seine eben beginnende Karriere der gut besuchten Konzertreisen war mit einem Schlag unwiederbringlich zerstört.

Jetzt spielte er Schlagermusiken, Polkas und andere Tanzstücke. Doch eigentlich immer noch spielte er so,

dass niemand die Verstümmelung seiner Finger wirklich bemerkte. Wusste man es, so verrieten die kleinen Passagen schattiger Akkorde, die er beiläufig einfügte, seine tiefe Traurigkeit, die ihn seit Jahren gefangen hielt, den nie verwundenden schmerzenden Verlust.

Gewitter. Sturm.

Blitze und stürzender Donner, im Grau der kalten Novembernacht.

Alle Wände, so schien es, zitterten, barsten. Der Asphalt der Straße brach auf. Stieß Wolken von Ruß hervor, den lange gesammelten schwarzen Atem der Stadt.

Ein brüllender Sturm durchjagte die Straßen. Knickte Laternen und Bäume fort wie eine zornige Kinderhand. Es barsten und stürzten die funkelnden Wunderfassaden der Warenpaläste, die verwaisten Bahnhofshallen, die spiegelnden Riesentürme der Büroburgen.

„Hierher! hierher!“ rief Rubin und zog mich unter ein Dach.

Wir lauschten mit angehaltenem Atem.

Wirklich wurde es nach und nach stiller.

„Ich wusste, dass es vorüber geht,“ sagte Rubin.

„Aller Schmerz, alle Trauer, selbst alle Verwüstung gehen schließlich vorüber.“

Corinna würde sterben, ich wusste es.

Und auch dieser Schmerz würde einmal vergehen und einer Stille Platz machen, die ein bleibender Ort der Erinnerung war und der Einkehr, nur noch von einer leisen Musik der Trauer erfüllt.

Und stärker als alle Trauer: die weiter gefühlte Liebe.

Später: Die Autos fuhren wie immer, in traurigen, langen Kolonnen.

Durch den aufgebrochenen Asphalt schob sich ein Bäumchen ans Licht. Die Autos fuhren und fuhren, und immer noch einmal begann es sich aufzurichten.

Der aufsteigende Flugdrache

Benjamin war sich sicher, auf einen großartigen Einfall gekommen zu sein.

Ich habe von dem Flugdrachen gesprochen, den ich ihm und Corinna mitgebracht hatte.

Er wurde Benjamins liebstes Spielzeug – doch er ließ ihn nur steigen, wenn auch Corinna anwesend war.

Immer wenn sich der Flugdrache endlich erhob, schließlich über die Baumwipfel und das Dach der Klinik hinaus, in eine Höhe, in der ihn kein Absturz mehr gefährdete, wenn er im herbstblauen Nachmittagshimmel tanzte, war es ein Moment des Glücks.

Corinna klatschte vor Freude, die Schnur selbst in die Hand zu nehmen, wagte sie nicht. Benjamin hatte die Kraft eines achtjährigen Jungen, von dieser hatte ihm seine Krankheit bisher nichts nehmen können. Er stand fest wie die Bäume des Klinikgartens, auch wenn eine neue Böe den Drachen griff und ihn schüttelte und an der Drachenschnur zerrte, Benjamin hatte diese Schnur

sicher in seiner Hand. Er durchwanderte den halben Klinikgarten damit, er ließ den Drachen sich noch weiter entfernen, der leuchtete schließlich im Licht der Herbstsonne nur noch wie ein ferner funkelnder Stern.

Bis jener Tag kam.

Ein früher Novembertag, der unerwartet noch einmal den Duft und Glanz eines goldenen warmen Herbsttages hervorzauberte, bis in den Nachmittag hinein.

Dieser Nachmittag träumte in einem sonnigen Nachmittagschlaf vor sich hin, und über uns wölbte sich wieder der tiefblaue Himmel, in den sich der Flugdrache in den Oktobertagen so häufig erhoben hatte. An diesem Tag doch wollte er nicht aufsteigen. Jeder Anlauf, den Benjamin nahm, um ihn Meter für Meter wieder in die Höhe zu treiben, endete schließlich mit einem Sturz. Es war windstill, die sonnige Herbstluft träumte weiter bewegungslos vor sich hin, an diesem Nachmittag schien es, der Drache war nicht zum Leben zu erwecken.

Da hatte Benjamin seine Idee.

An sich war es ihm verboten, den Bogen und die Pfeile mit nach draußen zu nehmen, doch er beschränkte sich auf den Bogen, den er dennoch vorsichtshalber in eine Decke einhüllte.

Und dies war seine Idee: Er wollte statt eines Pfeils den Drachen in seinen Bogen einspannen, dieser hatte zwei harte Holzstreben und die lange mittlere war durchaus als ein Pfeil vorzustellen. Also legte er den Drachen ein, spannte die Sehne und schoss.



Er hatte Erfolg. Der Drache hob ab wie eine lautlos gezündete Rakete, schon nach Sekunden befand er sich in Höhe der Baumkronen. Corinna klatschte, und für einen Moment klatschte auch Benjamin, der Erfolg hatte ihn selbst überrascht. Dann sahen wir, dass etwas den weiteren Höhenflug bremste: ein Gewicht. Benjamin hatte den Bogen einen Moment außer Acht gelassen, jetzt glitt er, in die aufgerollte Schnur verfangen, selbst in die Luft.

Er erreichte gleichfalls die Höhe der Baumkronen, dann zog es ihn zur Erde zurück. In sich langsam senkendem Gleitflug durchwanderte der Drache die Luft bis fast ans Ende des Klinikgartens, dann schlug der Bogen auf dem Ziegeldach des zweistöckigen alten Waschhauses auf und blieb dort liegen, und auch der Drache selbst senkte sich zwei Meter von ihm entfernt auf das Dach.

Benjamin sah es mit zerknirschem Gesicht.

Ich versprach, ich werde den Hausmeister herholen, der hätte vielleicht eine Leiter oder würde doch in jedem Fall einen Rat wissen.

Als ich nach zehn Minuten zurückkehrte – ohne den Hausmeister, der mir nur versprechen konnte, in einer halben Stunde am Ort zu sein – sah ich, dass sich Benjamin auf dem Ziegeldach befand. Seinen Weg dorthin, das erkannte ich rasch, hatte er über die Dachrinne genommen, an der er sich in Klimmzügen hinaufgearbeitet hatte.

Er befand sich sitzend genau auf dem schmalen Giebel und war damit beschäftigt, die Schnur aufzurollen,

bis an die armdicke Schornsteinröhre, an der sich der Drache und mit ihm der Bogen verfangen hatte. Ich sah es nicht ohne Schrecken und wollte ihn augenblicklich herunterrufen – doch der Abstieg war so gefährlich wie es dieser leichtsinnige Aufstieg gewesen war. Er befand sich in einer Höhe von mehr als zehn Metern, und gerade mein Ruf konnte es sein, der seine Aufmerksamkeit ablenkte und die Gefahr eines Absturzes noch vergrößerte.

Benjamin warf Wortbrocken zu Corinna herab, er war gut gelaunt und sich sicher, dass er Bogen und Drachen würde befreien können, von meiner Rückkehr nahm er keine Notiz. Plötzlich kehrte in den Drachen ein Stück Leben zurück, er bewegte sich flatternd über den Giebel und verschwand auf der anderen Seite des Daches. Dort hatte er sich offenbar wieder an einem Ziegel verfangen, wie ich den erneuten Wortbrocken entnahm, die Benjamin, unverändert gut gelaunt, zu Corinna hinab warf, er verließ seinen relativ sicheren Sitzplatz auf dem Giebel, und ich sah ihn, sich vorsichtig abwärtstastend, Stück für Stück dahinter verschwinden.

Dann folgte ein Geräusch, das Atem und Blut zugleich in mir stocken ließ. Es war das Geräusch einiger fallender Ziegel, doch dann folgte noch etwas anderes – dumpf und hart schlug es auf und war doch von keinem einzigen Schrei begleitet.

Ich brauchte Sekunden, um die ersten Schritte auf das alte Waschhaus zuzugehen. Doch nun erst stand mir etwas bevor, das in diesem Vergleich eine unerträg-

lich quälende Reise war: den Weg auf die Rückseite des Waschhauses fortzusetzen.

Dort lang er im Gras.

Die Augen offen und starr.

Ich kniete mich zu ihm.

Schüttelte ihn sanft.

Corinna war mir gefolgt. Doch sie blieb an der Ecke des Hauses stehen, die Augen in Angst weit aufgerissen.

Benjamin bewegte sich nicht.

Das Blau des Herbsthimmels leuchtete wie immer. Ich schloss die Augen und sah das Bild des gelben darin tanzenden Drachen – den es doch nicht mehr gab; nicht in der wachsamen Führung Benjamins, der ihn so jugenhaft stark in der Hand gehalten hatte und dessen Hand die Drachenschnur niemals mehr greifen und führen würde.

Der untersuchende Arzt meinte später, er müsse sofort im Moment des Aufschlags tot gewesen sein. Vielleicht hatte er nicht einmal einen Schmerz gespürt. Wäre nur das halbe Genick gebrochen, so wäre mit großer Wahrscheinlichkeit eine Querschnittslähmung die Folge gewesen und er hätte von diesem Tag an im Rollstuhl sitzen müssen.

Zwei Tage nach Corinnas Operation fand die Beerdigung statt. Corinna konnte nicht daran teilnehmen. Denn die Operation musste rasch erfolgen. Und Corinna würde noch zwei Wochen danach im Bett bleiben müssen, unter strenger Beobachtung der Ärzte, die täglich

prüften, ob es Zeichen einer Abwehrreaktion des kleinen Körpers gegen das neu eingesetzte Herz gab.

Fast alle Kinder der Klinikstation und fast alle dort tätigen Pfleger, Betreuer, Ärzte und Ärztinnen nahmen an der Beerdigung teil. Es wehte bereits ein kühler Novemberwind, doch die Morgennebel hatten sich aufgelöst und ein sonnenreicher Herbsttag begann, der wolkenlose Himmel hatte in unendlicher Höhe noch einmal sein tiefsten Blau zum Leuchten gebracht.

Einige der Kinder weinten, und auch einige der Pfleger, Betreuer und Ärztinnen weinten.

Der Pfarrer hielt seine Rede mit leiser Stimme – einer Stimme, in der all die Betroffenheit, Trauer und Liebe mitschwang, die alle hier Versammelten fühlten. Nach wenigen Sätzen zog er einen kleinen Zettel aus seiner Tasche und las ihn vor. Ich kannte diesen Zettel bereits. Benjamin hatte ihn vor drei Wochen geschrieben, als Corinna ihren siebenten Geburtstag feierte. Er schrieb ihr, dass er ihr einmal sein Herz schenken würde, denn er würde seines nicht lange brauchen. Sie müsse nur noch einige Jahre durchhalten, bis er ungefähr zwanzig sei. Und diese noch zwölf Jahre – das würde sie sicher schaffen.

(Wenige Jahre nach der ersten Niederschrift dieser Erzählung befand sich in einer Berliner Zeitung, dem „Tagesspiegel“, und dies unter einer Rubrik, die sich „Neues aus aller Welt“ nannte, die Nachricht, dass sich eine Gesichte wie diese auch in den USA zugetragen hatte:

Ein Junge hatte gegenüber einer Spielkameradin, die ein krankes Herz hatte und gesundheitlich bereits schwer beeinträchtigt war, geäußert, dass sie sein Herz haben könne, wenn er selbst einmal sterben sollte. Dieser Junge freilich war völlig gesund. Sechs Wochen darauf starb er durch einen Verkehrsunfall. Das unbeschädigte Herz konnte dem Mädchen umgehend eingepflanzt werden. -

Heute, so lässt sich im Internet recherchieren, hat die Medizin große Fortschritte gemacht, ein krankes Herz zunächst medikamentös zu behandeln und möglicher Weise sogar zu heilen, zumindest zu stabilisieren. -

Jede Geschichte gehört zu ihrer Zeit.

Und wichtig ist nur, dass sie in ihrer Zeit wahr ist.)

x x x x

Noch einmal gehe ich Rubin besuchen.

Er winkt mich in sein Labor hinauf und ich sehe das tiefe warme Licht seiner Augen.

Nie hatten sie diesen ungewöhnlicher Zauber und Glanz.

Es wird nicht Corinna sein, die du mitnehmen musst, sage ich.

Er nickt. Er weiß es bereits.

Es wird ein Junge sein und sein Name ist Benjamin.

Wirst du fahren?

Kein Zögern, kein auch nur winziger Moment des Bedenkens. Rubin nickt. Und noch immer liegt dieser Glanz auf seinem Gesicht.

Ich habe es endlich geschafft, höre ich ihn leise sprechen.

Du hast es geschafft? ganz sicher?

Wieder sehe ich ihn nicken.

Ich weiß, ohne noch einmal zu fragen, wovon er spricht: vom „Abschmelzen der Augengläser“.

Es geschah nicht hier, nicht in seinem Labor.

Es war der Moment, in dem er noch einmal an Lutgars Kellerfenster stand und zu ihm und Marianne hinabsah. Es war der Moment, als es ihm plötzlich gelang, beide, auch Lutgar, ins Herz zu schließen.

Er ging heim.

Und mit jedem Schritt, den er ging, wurden die alten Bilder lebendig.

Die Bilder von Avalun.

Diese Schönheit, sagt er, wie konnte ich das vergessen?



Alle Angst, alle Zweifel und alle Trauer sind fort – wie ausgelöscht. Es gibt sie nicht mehr.

Ein Schweigen durchströmt den Raum.

Ich stehe in seine Blicke wie eingehüllt.

Dieser ganz andere Himmel. Und dieses leuchtende Gras. Und es ist, als ob alles dich kennt.

Wieder füllt ein Schweigen den Raum, dicht und hell, doch es ist nur die Wand vor einer leisen, unendlich leisen machtvollen großen Musik.

Also – du wirst Benjamin nach Avalun mitnehmen, sage ich, nochmals im Ton einer Frage, obwohl ich mir seiner Antwort längst sicher bin.

Er nickt, aus dem Glanz und Zauber hervor, der ihn noch immer umgibt.

Er sieht mich nicht an.

Er sieht mir mitten ins Herz.

x x x x

Vier Wochen sind vergangen.

Ich wandere, Corinna an der Hand, durch den Klinikgarten. Er liegt jetzt in weißem Schnee. Ich habe Corinna warme Handschuhe und eine neue Pelzmütze mitgebracht. Augen, Nase und Mund sind inmitten der dichten Pelzhaare gerade noch zu erkennen. Doch es genügt, um sie lachen zu sehen.

Ich habe Corinna fragen wollen, ob sie mit mir Benjamins Grab besuchen will. – Da spricht es in meinem Kopf: Welch ein Unsinn, dort liegt er nicht.

Sie fragt nach dem Rosengarten von Rehz und nach Alders Sternschnuppenruine.

Alle Rosen sind abgeblüht, sage ich, und der Rosengarten liegt genau wie der Klinikgarten tief verschneit.

Und verschneit und in tiefem Winterschlaf liegt auch Alders Sternschnuppenruine.

Sie nickt.

Der Schnee wird schmelzen.

Und dann – ja dann – werden wir wieder viel gemeinsam unternehmen.

X X X X

Ein Jahr ist vergangen.

Benjamins Herz schlägt in Corinnas Brust stark und gesund.

Seit dem Sommer besucht sie die Schule und ihr Schulranzen duftet noch immer so frisch wie damals, als ich ihn kennenlernte, doch die ersten Hefte darin sind gefüllt mit Buchstaben, Bildern und Zahlen.

Beim Aufwachen, noch halb im Traum, höre ich Benjamin sprechen.

Alles ist, wie es sein sollte. Alles ist richtig und gut.

Auch auf Avalun kann man lernen.

Es gibt keine strengen Lehrer. Man lernt so viel und solange man will.

X X X X

Fünf Jahre sind vergangen.

Corinna ist ein fröhliches Kind.

Ihr Herz schlägt stark und gesund.

Sie liebt ihre Schule, sie liebt das Lernen. Sie kann längst flüssig lesen und fehlerfrei schreiben und am meisten mag sie Biologie und Mathematik.

Großmutter und Urgroßmutter umsorgen sie gut wie immer. Großmutter ist weiter frisch auf den Beinen, während die Urgroßmutter nun meistens nur noch in ihrem Sessel sitzt.

Ich höre Benjamin sprechen.

In Avalun geht es mir gut. Immer entdecke ich hier etwas Neues. Es ist die Art, wie man in Avalun lernt: Man entdeckt etwas und jedes Mal ist ein kleiner Blitz der Freude dabei. Das Entdecken hört niemals auf.

Ich bin hier glücklich. Das einzige, das mir manchmal fehlt, ist Corinna. Doch ich sehe, dass auch sie glücklich ist. Einmal, wenn sie alt ist, achtzig oder auch neunzig, werde ich sie nach Avalun abholen.

x x x x

Wieder fünf Jahre sind vergangen.

Corinna ist eine junge Frau geworden – eine Frau, an der die Blicke Vorübergehender häufig für eine halbe Sekunde länger als an anderen Gesichtern hängen: so schön ist sie.

Sie hat die Schule beendet. Mit guten Noten.

Ihr Herz schlägt kräftig und gesund.

Jetzt wird sie ihr Studium an der städtischen Universität beginnen.

Nach dem Zubettgehen, schon halb im Traum, höre Benjamin sprechen:

Alles ist richtig und gut, wie es gekommen ist.

Ich säße jetzt im Rollstuhl und könnte nur noch mühsam Arme und Beine bewegen. Ich könnte nur mit Mühe noch kauen und schlucken und man müsste mich künstlich ernähren. Und auch das Atmen würde mir bald mehr und mehr schwer fallen.

Hier, wo ich jetzt bin, geht es mir gut.

Und einmal, wenn Corinna alt ist, hundert oder auch hundertzehn, werde ich sie abholen. Sage ihr: Das ist mein festes Versprechen.

Ich füge noch eine Geschichte an, die in die Geschichten-sammlung der drei Freunde Rubin und Rehz gehörte, dem „Rosengärtler“ und Alder, dem Mann mit der „Sternschnuppenruine“, und die den Rahmen dieser Erzählung gesprengt hätte.

Das Haus in der Pappelgasse und sein Gemäuer der verborgenen dunklen Verstecke

Das Haus in der Pappelgasse hätte eigentlich nie gebaut werden dürfen.

Doch in der dicht gepflanzten Reihe der Pappeln gab es eine größere Lücke, eine der Pappeln hatte das Wachsen verweigert und war im Boden versteckt geblieben, und diesen Platz bedeckte nun dieses Haus.

Der damalige Bauherr plante, alle Pappeln zu fällen und die ganze Straße entlang eine Reihe moderner Wohnhäuser zu errichten, die ihm viel Geld bringen sollten. Doch wie er bitter zur Kenntnis nehmen musste, standen die Pappeln unter Naturschutz, alle Klagen dagegen halfen ihm nichts.

Es war nicht schade um diese Häuser, sie hätten vollkommen dem einen geglichen, das man erbaut hatte. Es war ein modernes Haus, und so glich es auch den meisten anderen modernen Häusern der Stadt. Die lange Reihe der Fenster wiederholte sich sieben Stockwerke hoch, wie sich auch jedes einzelne Fenster im gleichen Rechteck rund um das ganze Haus wiederholte. Und über allem lag flach ein Dach, das nur aus Teerpappe bestand.

Man hätte glauben können, dass es hinter den vielen so sauber geordneten spiegelnden Fenstern nichts gab, das irgendwie ungeordnet und unsauber war. Dies war

der äußere Anschein. Doch wer so dachte, der täuschte sich. Wie in jedem gewöhnlichen Haus lebten gewöhnliche durchschnittliche Menschen dort, und so brachte, was sie dachten und taten, auch allen durchschnittlichen täglichen Unrat hervor. Und wie es durchschnittliche Menschen waren, so fehlten auch einige höchst seltsame Käuze nicht.

Doch was niemand wusste: Sie wohnten in diesem Haus nicht allein.

x x x x

Der Mieter, der zuletzt in dieses Haus neu eingezogen war, war ein noch jüngerer Mann mit dem Namen Emanuel.

Emanuel hatte die besondere Gabe eines sehr feinen Gehörs. Nicht nur wenn sich eine Biene oder ein kleiner Käfer hinter die Fensterscheibe seines Zimmers verirrt hatte, hörte er es sofort, er hörte es auch bei einem Schmetterling. Er hörte das Zwitschern eines Rotkehlchens, auch wenn es das einzige im Wald und noch die Fußstrecke einer Viertelstunde entfernt war.

Wie diese Gabe ein besonderes Geschenk war, so war sie doch zugleich etwas, das ihm oft schwer zu schaffen machte und damit auch eine Last bedeutete.

Schon am Tag seines Einzugs merkte er, dass es in diesem Wohnhaus nie einen Moment der Stille gab. Wie in einem großen gläsernen Gefäß pflanzte sich jeder Laut fort von einem Stockwerk zum anderen: an den Vormittagen mit heiserem Heulen die Staubsauger,

mit schabendem, trommelnden Bass die Waschmaschinen, wie ein dauernder Regenfall die Geschirrspüler, raschelnd die Mixer und mit schleichendem Summen die Kühlschränke, röhrend und keuchend die Föhngeräte. Immer wieder rauschten dazwischen die Wasserleitungen auf, aus allen Etagen plärrten schrill und ungeduldig die Telefone und man hörte natürlich auch die Stimmen derer, die sich jetzt wichtiges mitzuteilen hatten, manchmal mit freundlichen, manchmal mit hart und zornig gesprochenen Sätzen. Es war ein gewaltiges, nie endendes Konzert brummender, klappernder, polternder, schrillender, surrenden Stimmen.

Und war endlich der Abend gekommen, so setzten von allen Seiten die Fernseher ein: ein Fußballspiel, das beständig die Schreie der Fans und die spannungsvoll aufgeladene Stimme des Reporters begleitete, die Schreie und Schüsse und die dunkel dröhnende, Unheil verheißende Begleitmusik eines Krimis, die markante Stimme eines Politikers und der begeisterte Applaus seiner Parteigenossen, die pausenlos und wie Pfeile abgeschossenen Pointen eines Komikers, von denen jede mit dem lauten Gelächter seines Publikums belohnt wurde. So ließe sich diese Reihe noch lange vorsetzen.

Nein, in diesem Haus gab es keine Stille.

Emanuel arbeitete jeden Nachmittag in einer nahen Gärtnerei, und am Abend zögerte er, sehr zum Erstaunen des Gärtners, sein Verlassen des Gartens so lange wie möglich hinaus, doch er wusste warum. Die Sträu-

cher, Pflanzen und Blüten um ihn herum erledigten ihre Arbeit, in die Höhe zu wachsen, genau wie ein Gärtner es wünschen konnte, und sie taten es ohne jedes Geräusch, ohne schrille Stimmen, ohne alle Schreie der Begeisterung oder Schreie des Zorns.

Dann geschah dies:

Beim Aufräumen eines alten Gartenschuppens fand man in einer hinteren Ecke einen Gegenstand, der an kein Gartengerät erinnerte. Er war in eine wollene Decke gehüllt, unter der zunächst ein schwarzer Kasten zu Tage kam, der entfernt die Form einer Frau mit runden Hüften hatte, allerdings nur deren Körperform ohne Kopf und ohne Füße. Und als man den Kasten öffnete, erschien in gelacktem fein gemasertem Holz eine gleiche Form, der hölzerne Gegenstand war mit vier Saiten bespannt und rechts und links der Seiten befanden sich zwei Öffnungen in der Holzdecke in Form eines Violinechlüssels. Um eine Violine jedoch handelte es sich nicht, dieser Gegenstand war um ein Vielfaches größer, natürlich war es gleichfalls ein Instrument und die Saiten mussten mit einem Bogen gestrichen werden; es war ein Cello.

Erstaunlicher Weise hatte der lange Schlaf im Schuppen dem Instrument nicht geschadet, natürlich waren alle Saiten verstimmt, doch sonst schien es unversehrt. Emanuel, der es als erster genau untersuchte, spürte plötzlich ein Kribbeln in seinen Fingern. Denn es ab da eine Geschichte, die bis in seine Jugend zurückreichte und in der ein Cello einen wichtigen Platz hatte.

Die Eltern hatten für ihn ein solches Instrument in einer Musikschule ausgeliehen, sein Unterricht begann und schnell machte er große Fortschritte. Am liebsten spielte er so, wie ihm von selbst in die Finger strömte - es kam aus seinem Kopf wie es zugleich aus seinem Herzen, doch auch aus dem Bauch und dem ganzen Körper kam. Es ließ, so spürte er es, seinen ganzen Körper mitklingen, es war wie ein natürliches Singen. Jeder, der ihn so spielen hörte, sagte schon bald: Was für ihn großes Talent!

Eines allerdings hasste er: Etüden – jene traurigen Übungsstücke, mit denen man die Fingerfertigkeit trainierte, die aber sonst „ohne Musik“ waren – ohne eine Musik jedenfalls, die Wohlklang und Zauber und damit Freude erschafft. Und das wurde bald ein großes Problem. Denn sein Musiklehrer bestand darauf, dass er täglich Etüden übte und dass er vom Notenblatt spielte. Das führte schließlich zum Streit - so heftig, dass ihn der Musiklehrer aus dem Zimmer warf, das Cello ging an die Musikschule zurück und der Unterricht war beendet.

Natürlich trauerte Emanuel dem Cello eine Zeitlang nach und er hätte sich bei dem Musiklehrer für die von ihm benutzten Kraftworte entschuldigen können; doch dazu war er in diesem jugendlichen Alter zu stolz.

Jetzt doch war etwas Unerwartetes geschehen: Der schwarze Kasten im Keller hatte ein unversehrtes Cello zum Vorschein gebracht, und im Moment wusste keiner, wer der Besitzer war.

Emanuel ging nach Feierabend nun oft in den Schuppen und übte wieder. Er war selbst überrascht. Seine Finger und der rechte Arm, der den Bogen führte, erinnerten sich fast mühelos an die Griffe und das Vibrato, die lang gezogenen singenden Töne wie auch die schnellen Läufe und Doppelgriffe, die sie einmal gelernt hatten. Nach wenigen Monaten beherrschte er das Instrument so meisterlich wie schon einmal zuvor. Und damit war auch entschieden, dass er der Besitzer war.

Er durfte es mit nach Haus nehmen. Und rasch bildete sich in seinem Kopf eine Idee. Sie war etwas ungewöhnlich, gewiss, und vielleicht brauchte sie etwas Mut, doch er beschloss, dass er diesen hatte.

Er kannte die anderen Bewohner im Haus nur durch die flüchtigen Begrüßungen, wenn er einem von ihnen begegnete. Er kannte sie so wenig, wie sie ihn kannten. Und das wollte er mit dem kommenden Sonntag und mit seinem Cellospiel ändern.

Emanuel wusste nicht, was ihn erwartete. Und gewiss war es besser, dass er es nicht wusste.

Der erste Nachbar, bei dem er klingelte, war ein ehemaliger Professor der Morphologie. Er schien aus tiefer Versunkenheit gerissen, als er nun öffnete, trotzdem bat er Emanuel durch die Tür. Ein Mann mit einem Cello in der Hand, der im Treppenhaus stand und sogar direkt vor seiner Tür, das war ein Phänomen, das dieser Professor noch nie gesehen hatte, es war ein äußerst sonderbares, skurriles Bild, und eben das war der Grund, warum es ihn reizte.

Der schon sehr ergraute Mann hatte sein Wohnzimmer zu einem privaten Labor umgebaut und war eben dabei, Insektengebisse zu untersuchen; Gebisse von Käfern, Termiten, Ameisen, Heuschrecken und Wespengebisse, die er, so wie das Mikroskop es ihm zeigte, auf großen Zeichnungen festhielt, von denen zwei dichte Reihen bereits die Zimmerwände verzierten.

„Kommen Sie! Schauen Sie!“ sagte er. Er hatte in diesem Augenblick eben eine mongolische Stechmücke unter dem Mikroskop und winkte Emanuel zu sich heran. „Schauen Sie! Dreiunddreißig Zähne haben sie insgesamt. Zweiunddreißig plus einen – ein richtiges Menschengebiss, so ließe sich sage. Plus einen. Dieser eine ist es, mit dem sie das Blut saugen.“

Emanuel warf jetzt selbst einen Blick durch das Mikroskop, und dort lag nun ein solches Gebiss, groß wie das eines Bären, dreiunddreißig Zähne insgesamt.

Er hatte es gründlich betrachtet, nun zeigte er auf sein Cello, hob sanft den Bogen an und fragte, ob er vorspielen dürfe.

„Cello spielen – bei mir -?“

Das wollen Sie – ganz im Ernst?“

Der Professor rollte die Augen. „Ich verstehe nichts von Musik. Absolut nichts. Lassen Sie es mich ganz offen sagen: Sie verschwenden Ihre Zeit.“

Manchmal, an einem Samstagabend, höre ich die Musik vom Musikantenstadl, doch schon nach einer Stunde zieht es mich wieder zu meiner Arbeit zurück.

Hören Sie, ich schreibe ein Buch. Ich verfolge darin die Jahrtausende, in denen sich die Gebisse entwickel-

ten – es gibt sie in einer unvorstellbaren Vielfalt und Bandbreite: bei der Laus und beim Floh, bei den Dinosauriern und allen späteren Säugetieren der Evolution, bei den Fischen und den Amphibien, Schlangen und Krokodilen. Es ist ein abenteuerlicher Ritt durch die Zeit, ich folge gewissermaßen den Schöpfungsspuren. Es gibt die Reißzähne der Fleischfresser, es gibt die Mahlzähne der Wiederkäuer. Und im Gebiss des Homo sapiens findet man sie beide. Nimmt einen das Thema erst einmal gefangen, dann lässt es einen nicht mehr los.“

Er blickte bereits wieder durch sein Mikroskop. „Ich bedanke mich für Ihr Angebot. Doch ich kann meine Arbeit, meinen Ritt durch die Jahrtausende, nicht unterbrechen. Klingeln Sie an einer anderen Tür. Ich bin sicher, in diesem Haus gibt es viele, die von Ihrem Angebot gern Gebrauch machen.“

Emanuel nickte. Der Professor war, alles in allem, durchaus ein freundlicher Mann, doch seine Zeit war ihm kostbar und er ließ sie sich von niemandem stehlen.

Der nächste, bei dem Emanuel klingelte, war ein Geschäftsmann. Als er geöffnet und Emanuels Anliegen gehört hatte, schüttelte er gleich den Kopf, der von einer anstrengenden Arbeit gerötet war und schweißig glänzte.

„Der ungünstigste Zeitpunkt! Sehen Sie meine Korrespondenz!“ Und er zeigte auf seinen Schreibtisch, auf dem Stöße von Papieren und Akten gestapelt lagen.

„Das Haus Henning und Co will morgen endgültig meine Signatur. Dabei könnte ich auch bei Ebert und Herms investieren. Bei Ebert und Herms sind die Aktienkurse im Steigen, zweieinhalb Prozent in den letzten zwei Wochen, ein halbes Prozent mehr als bei Henning und Co. Wobei doch ungewiss ist, ob sie in den folgenden Wochen nicht wieder ins Tal rauschen. Dazu muss das Geschäft mit den Dividenden für Kleinaktiönäre und den Abschreibungen bei Finanzanlagen bedacht sein. Es kann eine wichtige Rolle spielen – besonders bei den Zuwendungen zu Sonderposten mit Rücklageanteil. Es sind oft nur Zahlen hinter dem Komma, scheinbar zu vernachlässigen, doch sie multiplizieren sich. Wenn man es übersieht und den kleinsten Schritt in die falsche Richtung macht, bringt es von einem Tag auf den anderen den Sturz in den Ruin. Es ist grauenhaft. Abgründe überall. Ein falscher Schritt und es bedeutet: Konkurs, Zwangsversteigerung – und man wandelt von einem Tag auf den andern am Bettlerstab. Überall lauert ein Abgrund. Man kann nie wachsam genug sein.“

Und damit saß er schon wieder vor seinen Papieren, wobei er sich einer großen Lupe bediente, denn, wie er es gesagt hatte, auch die ganz kleinen Summen waren von größter Wichtigkeit. – Und in diesem Moment war auch Emanuel wieder aus seiner Wohnung verschwunden.

Er war so schnell nicht zu entmutigen und klingelte an der nächsten Tür.

Es öffnete ein Mann mit einer ungeordneten, halb ergrauten Haarmähne, die struppige Haarsträhnen in die Gegend streckte und sein Gesicht litt an nervösen Zuckungen.

Er war Erfinder, wie Emanuel nun erfuhr, und obwohl er sich sichtbar in einem Zustand großen Hektik befand, nahm er sich die Zeit, Emanuel eine seiner Erfindungen vorzuführen – einer der er gerade den letzten entscheidenden Schliff geben wollte.

„Sehen Sie -: Dieses Gerät – ich nenne es die ‚Zwillingspfötchen‘, denn nach rechts und links ist es völlig gleich – wird über die Ohren gelegt und dann lässt es keinen Laut mehr hindurch. Der perfekte Schalldämpfer, hundert Prozent absolute Lautlosigkeit. Man kann es freilich auch auf halbe Lautstärke einstellen, auch auf den Viertelton, ganz nach Belieben. Die Schiebeleiste, die Sie hier sehen, erlaubt alle Variationen, jede Phonstärke bis hinter dem Komma. Glauben Sie mir: Tausende, nein Millionen werden meine ‚Zwillingspfötchen‘ tragen. ‚Weckersche Zwillingspfötchen‘ - Millionen lärmgepeinigter Menschen werden ihre Erlösung finden, wenn sie meine ‚Zwillingspfötchen‘ entdecken, vor allem werden sie wieder eine ungestörte selige Nachtruhe haben.“

Er griff nach einem anderen Gerät auf seinem Tisch, auch hier waren zwei mit einem Gummipolster bedeckte Metallklappen zu erkennen, doch sie lagen dicht beieinander.

„Schauen sie – ich habe auch diese ‚Weckerschen Nasenklappen‘: Man stülpt sie über die Nase und kein

Duft dringt hindurch. Duftlosigkeit, hundert Prozent. Denken Sie an die Vorteile, wenn Sie etwa eine abgasverseuchte Ampelkreuzung überqueren oder einen Kuhstall ausmisten. Oder Sie spüren bei einem Rendezvous, das Parfüm Ihrer Partnerin war die falsche Wahl und es würde Sie einen Abend lang schwer belästigen. ‚Weckersche Nasenklappen‘ – der Name steht noch nicht fest – doch fest steht, dass man sie aller Welt tragen wird. Wer sie ausprobiert, erkennt die enorme Steigerung an Lebensqualität auf der Stelle.

Sie sagen: Nicht praktisch?

Nicht praktisch? – Wie können Sie das behaupten?

Oder meinen Sie meine Ohrenklappen?

Gut, sie sind etwa faustgroß, doch sie müssen die Ohrmuschel vollkommen einschließen. Im Übrigen kann man sie nicht nur in Messing herstellen sondern auch in Silber oder doch mit einer Silberlegierung, man kann die Ränder mit Gold verzieren. Man kann wahre Schmuckstücke daraus machen.“

Als findiger Kopf hatte unser Erfinder längst begriffen, was Emanuel mit seinem Cello bei ihm in der Wohnung wollte. „Nehmen Sie Platz! Spielen Sie!“ sagte er. „Spielen Sie laut und aus Leibeskräften. Ich werde dabei die ‚Weckerschen Zwillingspfötchen anlegen, und wenn nur ein Laut zu mir hindurch dringt, werfe ich sie fort... Doch es wird nicht geschehen. So sehr Sie sich auch die Seele aus dem Leib spielen mögen – ich werde nichts hören.“ Und damit hatte er sich die beiden faustgroßen Ohrenklappen schon übergestülpt.

Er hörte somit auch nicht, dass Emanuel die Wohnung wenige Sekunden später verließ. Er hatte die Augen geschlossen und genoss die herrliche Lautlosigkeit, die ihn in seinem Sessel umgab.

Emanuel musste an der nächsten Tür mehrere Male klingeln, bis sich von Innen jemand näherte.

Ein Schlüssel drehte sich und eine Kette rasselte, dann öffnete sich spaltbreit die Tür.

Er blickte in ein Gesicht, das tief liegende gerötete Augen hatte und sonst aschenfahl war.

„Was wollen Sie?“

Die Stimme klang brüchig und rau.

Emanuel fühlte einen eisernen Ring um die Brust und er wagte gar nicht, sein Anliegen vorzutragen.

„Wollen Sie spielen?“

Hier?

Oder wollen Sie gar zu mir in die Wohnung?“

Die Stimme nahm einen metallenen Klang an.

„Ich mag keine Musik.“

Und sonst – ich habe andere Sorgen.“

Die Stirn, auf die Emanuel blickte, war eine einzige Falte.

„Ich muss nachdenken.“

Lassen Sie mich allein.“

Die Tür schlug zu, man hörte wieder die rasselnde Kette und dann den Schlüssel.

Emanuel überlegte für einen Moment, ob er besser umkehren und in seine Wohnung zurückkehren sollte. Vielleicht war dies einfach der falsche Tag.

Doch eigentlich war nicht vorstellbar, dass es hier im Haus niemanden gab, der sich am Spiel eines Cellos nicht begeistern konnte so wie er selbst.

Die Nachbarwohnung lag nur wenige Schritte entfernt. Er gab sich einen kleinen inneren Stoß und klingelte.

Auch diesmal dauerte es eine Weile, bis ihm geöffnet wurde.

Schließlich erschien eine Frau in der Tür, bei deren Anblick Emanuel beinah erschrocken wäre. Sie trug eine Lockenfrisur, die fast noch einmal die Höhe des ganzen Kopfes einnahm, die Augenhöhlen glänzten bis fast auf die Augen herab in einem tiefen Blau, ein grelles Rot bedeckte die obere Lippe, die untere schimmerte eher in einem rötlichen Violett und über dem linken Augapfel hingen schwarze Wimpern, so lang dass sie an Spinnenbeine erinnerten. An ihrem Hals klirrte ein halbes Dutzend Ketten, ebenfalls klirrte es an ihren Ohren und an ihren Handgelenken, und wie das Metall an ihrem Körper blinkte und blitzte, so verwirrend blitzten auch ihre Augen.

Sie warf einen flüchtigen Blick auf das Cello. „Sie kommen, um mir vorzuspielen?“ sagte sie sanft. Ihre Augen schlossen sich halb, und ihr Lächeln schuf Grübchen in den Wangen. „Bitte! So kommen Sie bitte! Ich bin – Sie sehen es – gerade mit meiner täglichen Toilette beschäftigt. Es dauert immer einige Zeit, mir nach dem Aufstehen wieder ein menschliches Gesicht zu

verpassen. Wenn ich mich nicht darum kümmere, wage ich den ganzen Tag nicht, in den Spiegel zu gucken.

Sie sehen, ich kann diese wichtige Arbeit nicht unterbrechen – alle Spuren der Verwüstung in meinem Gesicht, die die Nacht mir bereitet hat, müssen beseitigt werden. Doch spielen Sie! Spielen Sie nur! Ein bisschen Musik – warum nicht? Ich werde mich bei meiner Arbeit nicht davon stören lassen.“

Emanuel trat einen Schritt durch die Tür, und er merkte jetzt, wie eine dichte Wolke Parfüm auf ihn einströmte. Er stand einen Moment wie betäubt. Und in dieser Sekunden dachte er heimlich an die Nasenklappen des Erfinders, den er besucht hatte und dass sie doch in gewissen Augenblicken sehr nützlich sein könnten. Die Frau war an den großen Spiegel ihrer Flurgarderobe zurückgekehrt und begann nun, die erste schwarze Wimper an ihrem rechten Auge zu befestigen, wo diese spinnenbeinlangen Wimpern noch fehlten. Sie klappte die Seitenflügel Ihres Garderobenspiegels schräg auf sich zu und besah sich, den schlanken Hals reckend und wieder mit blitzenden Blicken, von allen Seiten. „Spielen Sie! Spielen Sie nur!“ sagte sie wieder. „Ich werde mich schon nicht stören lassen.“

Doch noch bevor sie die nächste schwarze Wimper befestigt hatte, war Emanuel wieder aus ihrer Wohnung verschwunden.

Noch immer hatte er seinen Mut durchaus nicht verloren.

Sein nächster Besuch jedoch sollte noch kürzer sein als der bei den andern.

Ein Mann im Schlafanzug öffnete, er hatte verschlafene Augen und gähnte gleich bei der Begrüßung.

„Was gibt's?“ fragte er.

„Ich darf Ihnen vorspielen?“ fragte Emanuel, schon vorbeugend behutsam und leise und deutete auf sein Cello.

„Für mich?“

Hören Sie! Ich schlafe gerade. Oder schon halb.

Die Nacht war fürchterlich.

Ich bin beim Einschlafen – und Sie wollen mich stören?

Danke nein!“

Er gähnte wieder.

„Ich brauche meinen Schlaf...“

Schlaf, Schlaf... Es gibt nichts Schöneres als Schlafen.“

Und die Tür fiel ins Schloss.

Der nächste, bei dem Emanuel klingelte und bei dem er sich vornahm, dies solle sein letzter Versuch sein, war fast taub.

Gleich bei der Begrüßung legte er seine Hand ans Ohr und streckte den Kopf weit vor. Es war ein schon älterer Mann, und als er verstanden hatte, was Emanuel wollte, nickte er ruhig und sagte: „Wenn ich mich ganz nah an Ihr Cello setze, dann höre ich sicher ein bisschen. Wenn Ihnen das genügt, so kommen Sie bitte und spielen!“

Und also begann Emanuel jetzt zu spielen.

Es war ein modernes Haus, das Haus in der Pappelallee, und es glich den meisten anderen modernen Häusern der Stadt. Die lange Reihe der Fenster wiederholte sich sieben Stockwerke hoch, wie sich auch jedes einzelne Fenster im gleichen Rechteck rund um das Haus wiederholte.

Man hätte glauben können, dass es hinter den vielen so sauber geordneten spiegelnden Fenster nichts gab, das irgendwie ungeordnet und unsauber war. Das war der äußere Anschein. Es lebten gewöhnliche durchschnittliche Menschen dort und einige ungewöhnliche Käuze.

Doch sie lebten dort nicht allein.

Emanuel spielte, und der alte Mann hielt sein Ohr an das Cello gebeugt.

Und als nun das Cello aus Leibeskräften tönte und sang, da knisterte es plötzlich in dem scheinbar so toten Mauerwerk. Viele geheime Schlupflöcher waren dort überall, die niemand kannte. Und nun, nach und nach, kamen die seltsamsten Tiere hervor.

Zuerst ein paar Ratten, mit krummen Beinen und zotigem Fell. Das waren die Sorgen, die Zweifel und alle Gedanken von Feindschaft und Neid, die dort in dem Haus nisteten und ein behagliches Dasein führten. Der Speichel rann ihnen aus den spitzen Zähnen, sie wanden sich und ihr Fell sträubte sich – denn die Klänge des Cellos waren für sie die schrecklichsten Misstöne.

Dann erschien, wie die Königin aller: die Angst. Das war eine Motte mit schwarzen Flügeln, groß wie ein Pfau. In ihrem Gefolge waren kleinere Motten, alle

schwirrten sie wütend gegen das Tönen des Cellos an. Doch sie waren so machtlos dagegen wie gegen ein Glas, hinter dem ein helles Licht brannte. Die weichen samteneen dann wieder kraftvollen Klänge des Cellos breiteten sich unbeirrt in ruhigen Wellen aus. Alles was dagegen anwollte, wurde zurückgestoßen, zurückgeschwemmt. Es geschah ohne Zorn, ohne Hast, doch mit großer Gewalt. Und zuletzt kroch eine dicke, dunkelgrüne Unke aus ihrem Schlupfloch hervor, über und über mit schillernden Warzen besät. Das war der Überdruß. Sie hockte am Boden, und als sie nicht weiterkonnte, da entzündete sich plötzlich ein mildes, ruhiges Licht im Gold ihrer Augen, als sei sie selber gerührt von dem Spiel.

Und in dem Haus, das Tag für Tag von jenem nie endendes Konzert hämmernder, polternder, brumrender, klappernder, schrillender, surrenden Laute und Stimmen erfüllt war, pflanzte sich nun das Singen des Cellos, wie in einem großen gläsernen Gefäß, von Stockwerk zu Stockwerk fort.

Der Professor der Morphologie wandte sein Auge von seinem Mikroskop ab und erstaunt der Decke zu, der Geschäftsmann legte den Rechenstift fort und wusste nicht mehr, dass er eine Dividende eben ein viertes Mal genau bis auf das Komma berechnen wollte, die Frau, die nun auch auf dem rechten Auge alle schwarzen Wimpern befestigt hatte, blickte verwirrt in den Spiegel und dann mit dem Lauschen einer ihr unbekanntem sonderbaren Berührung aus diesem fort,

und der Einsame und Verzweifelte vergaß für einen Moment seine Einsamkeit und alle Verzweiflung.

Nur der Erfinder hörte nichts. Er hatte eben wieder seine Ohrenklappen aufgesetzt, die alle Geräusche um ihn verbannten und war zufrieden, dass sie so gut ihre Arbeit taten. Und auch der Schläfer hörte es nicht. Doch ihm schenkte das Spiel einen seligen Traum.